

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische
Volkskunde.)

Herausgegeben vom
VEREIN FÜR VOLKSKUNDE
in Wien.

Geleitet von
Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XXXII. Jahrgang 1927.

Mit 6 Abbildungen.

Wien 1927.

Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Inhaltsverzeichnis des XXXII. Jahrganges.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.		Seite
Anton Maily: Der Hernalser Eschritt		1
Dr. Georg Kotek: Das Däglschiaß'n		6
Dr. Julius Bielz: Eine »Habaner«-Töpfersiedlung in Siebenbürgen (mit 1 Abbildung)		8
Raimund Zoder: Zum »Alten Hochzeitsbrauch im Salzkammergut«		14
Leopold Höfer: Wiener Kinderglaube	29, 78	
Dr. Robert Friedmann: Die Habaner in der Slowakei. (Mit 5 Textabbildungen.)		45
Pf. Bothar: Der Ursprung von Bad Tatzmannsdorf im Burgenlande .		55
Dr. E. Frischauf: Notizen über »brüderisches« Geschirr aus Eggenburg		57
Dr. Karl Spieß: Ein alter Hochzeitsbrauch im Salzkammergut im Lichte mythischer Ueberlieferung		67
Prof. Dr. Arthur Haberlandt: Das Kärntner Heimatmuseum .		73
Erklärung		14
Erwiderung auf die vorstehende Erklärung (von Prof. Dr. M. Haberlandt)		15
Buchbesprechungen (Nr. 1—35)	17—22, 58—66, 93—108	
<hr/>		
Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde 1926 . .		22—28
Druckfehlerberichtigung		28

Der Hernalser Eselritt.

Von Anton Mailly, Wien.

Vom frühen Mittelalter bis in die neuere Zeit hinein besaßen die deutschen Volksstämme Gewohnheitsrechte der mannigfaltigsten Art. Viele Rechtsbräuche weisen einen römischen Einfluß auf, andere wieder wurden zur Zeit der Kreuzzüge aus dem Orient eingeführt. Jakob Grimm hat in seinen »Rechtsaltertümern« mit seltenem Bienenfleiß die bekanntesten Volksrechte und Stammes-sitten der germanischen Stämme an der Hand der Weistümer (Pantaiding, Panteiding, in Oesterreich genannt) und anderer Aufzeichnungen sowie aus der Volksüberlieferung, wozu ihm viele Sagenbilder sehr zustatten kamen, aufgezeichnet. Dieses interessante Kulturwerk, das ein anschauliches Bild über die das ganze Mittelalter beherrschende Rechtsanarchie bietet und auch für die Rechtsverhältnisse in der ehemaligen Ostmark seinen großen kulturhistorischen Wert besitzt, klärt viele noch erhaltenen Volksbräuche auf, deren Entstehung schon gänzlich der Vergessenheit anheim gefallen ist. Viele dieser bizarren Rechtsbräuche in Stadt und Land wurden schon im späteren Mittelalter, besonders von den Predigern schwankartig behandelt und leben nun als erdichtete Schwänke im Volksmunde fort; andere wieder, die einen ernsten Charakter aufweisen, wurden in späterer Zeit als rätselhaft gehalten und zu Sagenbildern umgestaltet, die auf ihren Wanderungen durch die Volksphantasie in allerlei Fassungen lokalisiert erscheinen.

Besonders dankbar für eine schwankartige Behandlung waren vor allem die Ehrenstrafen, die zum Teil aus der Laune des Augenblicks entstanden sein dürften. Jede Stadt, jedes Dorf besaß ein Pantaiding, und wenn auch alle diese Rechtsbücher im wesentlichen eine gewisse Uebereinstimmung, besonders was die harten Strafen anbelangt, bekunden, so findet man doch hie und da recht sonderbare Gesetze beigefügt, die erkennen lassen, daß mitunter eine gewisse Willkür in der Gesetzgebung geherrscht haben dürfte. Man begnügte sich nicht allein mit der Ausstellung am Pranger, an der Schanddecke, im Kotter, wo der Büßende dem öffentlichen Spotte preisgegeben ward, sondern man trieb ihn oft mit der Fiedel, in Ketten durch den Ort, zwang ihn, vor Kirchenpforten zu stehen, um die Kirche, um das Rathaus zu laufen oder zu gehen oder gar in Ketten die Gasse zu kehren und im Stadtgraben zu arbeiten. Andere Verurteilte wieder wurden im Schandkorb, im Käfig ausgestellt (schon in der Antike üblich gewesen) oder sie mußten »Schandsteine«, »Packsteine« (Steine um den Hals) tragen, Wassertaufen (Bäckerschupfen, Bäcker-

kippen)¹⁾ sich gefallen lassen, lauter Strafen, die einen gewissen, brutalen Humor in der Volksseele, die alles andere als feinfühlig war, erwecken mußten.

Eine ganz eigenartige Rolle im Rechtsbegriff des Mittelalters spielte das Eheleben. Der Mann hatte gewisse Vorrechte gegenüber seiner Ehefrau. Er war gleichsam der Herr im Hause, und es galt für schimpflich, von seiner Frau beleidigt oder gar verprügelt zu werden. Andererseits war es schon im frühen Mittelalter gang und gäbe, daß die Frau von ihrem Mann geschlagen wurde. Sogar Siegfried hat Krimhilde tüchtig verprügelt, als sie Brunhilde durch ihre Rede verletzte.²⁾ Wurde ein Mann von seiner Ehefrau geschlagen, so galt er als entehrt. Diese Entehrung war den Marktgenossen so unerträglich, daß sie den Ehrlosen nicht mehr unter sich dulden konnten und ihm sein Haus zugrunde richteten. Das geschah sinnbildlich durch Abtragung des Daches seines Hauses. Wer sich vor den Schlägen seiner Frau nicht schützen konnte, der sollte gleichsam nicht wert sein, vor Wind und Wetter Schutz zu haben.³⁾ Noch im Jahre 1768 ist dieser Strafakt vollzogen worden. Dazu besitzt man interessante Belege in den Archiven von Fulda, Blankenburg (1594), Mainz (1666) gewöhnlich am Aschermittwoch besorgt und von anderen deutschen Städten.⁴⁾

Um diese größte Schmach, die eine Frau ihrem Mann antun konnte, zu rächen, galt als Sühne die Strafe des Eselrittes der Ehefrau. Die beschuldigte Frau mußte verkehrt auf einem Esel reiten und, dessen Schwanz mit den Händen haltend, durch den ganzen Ort ziehen. Diese harte Gewohnheitsstrafe erlosch erst im 17. Jahrhundert als Strafe der Ehefrau, blieb aber für andere Vergehen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts erhalten.

Als interessanter Beitrag dieses merkwürdigen Rechtsbrauches sei das sogenannte »Eselslehen« der altadeligen Familie derer von Frankenstein näher berücksichtigt. Die Herren von Frankenstein erhielten von den Bürgern in Darmstadt jährlich etliche Malter Korn und einen kleinen Geldzins in Bessungen, mußten sich aber verpflichten, auf Verlangen des Rates der Stadt jeden Aschermittwoch einen Esel, begleitet von einem herrschaftlichen Boten, zu senden. Hier ward sodann die undeutsche Frau, die ihren Mann geschlagen, nach Urteil und Recht auf den Grauen gesetzt und durch die Stadt geführt. Hatte die Frau ihren Mann hinterlistigerweise überhalten, so ward der Esel von dem Frankensteiner Boten geführt; war der Mann aber in offener Fehde mit der Frau zu Schlägen gekommen, so mußte er selbst

¹⁾ Vergl. Schager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, I, 1836. Die Bäckertaufe war eine im Mittelalter sehr verbreitete Strafe. In den Ratsprotokollen von Hainburg a. D. wird sie auch erwähnt.

²⁾ Dr. M. Kemmerich, »Kultur-Kuriosa«, München 1909, I, 118.

³⁾ Grimm, Rechtsaltertümer, 724.

⁴⁾ Vergl. »Curiositäten«, Weimar 1812, II, 85 f.; Kemmerich, »Kultur-Kuriosa«, München 1910, II, 238 f.; Rittgräff, »Historische Antiquitäten«, Wien 1815, I, 44 f.

seine Frau auf dem Esel umherführen. Wahrscheinlich ging dem Strafantritte eine hochnotpeinliche Untersuchung voraus, um zu untersuchen, wer den Esel zu führen hätte. Wie die Bestellung des Esels in Darmstadt besorgt wurde, belehrt uns das folgende, vom Schultheißen und von den »Schöffen des bösen Hunderts« an den ehrbaren Junker Hans von Frankenstein gerichtetes Schreiben: »Unsern willigen Dienst mit Fleiß zuvor. Erbaren und restigen lieben Junker. Es hat sich bey unsern Nachbauren zu Darmstadt Zwiedracht, Zank, Uneinigkeit zwischen etlichen übermuthigen, stoltzen, pissigen und bossen Weibern erhoben, die sich haben uffgeworfen gegen yren Männern und haben sie unterstanden, yre Männer zu schlagen, undt derum auch etlich das volbracht haben«. Sie erklären hierauf ihren »ernstlichen Fürsatz, solchen Frevell zu strafen« und verlangen den Esel.¹⁾

Wie aus einem Schreiben des Bürgermeisters und Rats von Darmstadt aus dem Jahre 1536 hervorgeht, wurde der Esel auch gebraucht, um bösartige Männer zu strafen. Die Herren von Frankenstein machten daher auch bei Gelegenheit einmal ausdrücklich geltend, daß sie den Esel nicht nur für die bösen Weiber, welche ihre Männer geschlagen, zu stellen verbunden seien. Aehnliche Nachrichten vom Eselritt besitzt man auch aus anderen Orten Hessens, wie ein Bericht des Amtsmannes zu Homburg an die Regierung in Marburg aus dem Jahre 1593 bezeugt.²⁾

Das Eselreiten wurde übrigens auch aus anderen strafbaren Gründen angeordnet, so für Ehebrüchige, Meineidige und selbst für Mörder. In Augsburg wurde im Jahre 1633 ein Trommler wegen Mordes auf den Esel gesetzt. In der Folge wurde das Eselreiten eine volkstümliche Strafe, wobei man als Ersatz eines lebenden Esels einen Holzesel benützte. Auf einem Bilde des Hauptplatzes in Rothenburg o. Thr. aus dem Jahre 1762 sieht man bei Georgsbrunnen einen Galgen, das Drehhäuslein (Narrenkötter), den Pranger und den Holzesel. Noch im Jahre 1754 kommt das Eselreiten als militärische Strafe vor. Den Soldaten wurden dabei die Hände auf den Rücken gebunden und die Füße mit Gewichten beschwert. Auch in den Schulen wurde das Holz-eselreiten eingeführt. Aus dieser Zeit hat sich noch die »Eselsbank«, die übrigens als Sitzstrafe von einer Kirchenstrafe abzuleiten ist, und der verächtliche Ausdruck »Esel« im Volksmunde erhalten.³⁾ In der Erzählung »Der Kaiser und der Abt«, die Bürger als Ballade behandelt hat, droht der Kaiser dem Abte, wenn er

¹⁾ Vergl. Ruinen oder Taschenbuch zur Geschichte verfallener Ritterburgen und Schlösser (Wien 1834), I, 53 f.; Hormayr, Taschenbuch, 1840 312; Kloster, VII, 829.

²⁾ Julius Reinhard Dieterich, Hess. Bl. 1902, 1, 87—112; H. Schneider, Hess. Bl. 1914, 13, 121—123. Zur Uneinigkeit zwischen Eheleuten vergleiche Rittgräff, I, 49.

³⁾ Vergl. das »Esel geben« oder »tragen« in der »Schulordnung der lateinischen Bürgerschule zu Wr.-Neustadt aus dem Jahre 1535« von J. Pötzl i. d. Bl. d. V. f. Ldke. (Wien, Neue Folge, II. Jahrg., 1875, S. 287 ff).

ihm drei Fragen nicht lösen könne, lasse er ihn verkehrt auf dem Esel, mit dem Schwanz in der Hand, durchs Land führen. Dieselbe Drohung erlebt ein Baumeister, von dem ein Herzog die Regensburgerbrücke bauen läßt. Ist sie, wie die Sage berichtet, in elf Jahren nicht fertig gebaut, müsse er sich des Eselrittes gewärtigen. Als die elf Jahre bald um waren und die Brücke noch nicht fertig war, zog es der Baumeister vor, den Teufel zu Hilfe zu rufen, um der Schmach des Eselrittes zu entgehen.

Wie andere Strafen, so wurde auch das Eselreiten auf »Schandgemälden« (»Galgenbriefen«) dargestellt, die mit Schmähbrieffen an öffentlichen Orten angeschlagen wurden. Auf einem Bilde (München, um 1700) sieht man auf einem hölzernen Esel zwei Männer reiten, denen die Hände gebunden sind. Andere Bilder deuten dahin, daß der Strafegebrauch auch auf einem alten Schimmel, auf einem schwarzen Widder oder Schwein üblich war. Bekannt sind die schmutzigen Spottbilder auf die Juden, die sogar als Skulpturen an Kirchen und Gebäuden angebracht wurden und jetzt noch vereinzelt als Kulturkuriosa an Kirchen und in Museen zu finden sind. Auch auf Luther ist ein Spottbild verfertigt worden. Luther reitet mit seinen Anhängern auf Schweinen geradeaus in den Höllenrachen hinein, wo ihn Luzifer erwartet.

Die Sitte, einen Gefangenen oder den Anführer des besiegten Feindes auf einem Esel, auf einem Gaul oder Widder durch die Stadt verkehrt reiten zu lassen, dürfte uralte sein. Es ist auch wahrscheinlich, daß der Eselritt, eine ursprünglich orientalische Strafe, in der Kreuzzugperiode nach Europa eingeführt wurde. Die Eselsstrafe besteht übrigens noch gegenwärtig im Orient, besonders in Persien gegen politische Verbrecher und untreue Staatsdiener. Daß diese Strafe schon frühzeitig in Europa eingebürgert war, beweist eine historische Ueberlieferung aus Venedig aus dem 13. Jahrhundert. Um das Jahr 1275 versuchten die Städte Capo d'Istria und Triest das ihnen lästige Joch der Venetianer abzuschütteln. Sie wandten sich an den Patriarchen von Aquileja um Beistand, dem es wieder ein Vergnügen machte, der Republik Verlegenheit zu bereiten. Die Venetianer aber siegten, und ihr berühmter Chronist Sanuto berichtet, daß der Patriarch gefangen genommen und in Venedig auf einem Maulesel (Mulo),¹⁾ dessen Schwanz er in der Hand halten mußte, umhergeführt wurde, während er auf seinem Rücken eine Tafel mit einem lateinischen Spottvers tragen mußte. Eine gewiß zu harte und tief beschämende Strafe für den Patriarchen eines der ältesten Bischofsitze der Welt! Eine ähnliche symbolische Strafe führten die Venetianer bei einer anderen Siegesgelegenheit gegen Aquileja auf. Im Palazzo Ducale wurde damit sogar alljährlich am Siegestage Theater gespielt. Die schlaunen Machthaber der Republik verstanden es ausgezeichnet, für den Nervenkitzel ihres Helotenvolkes zu sorgen.

¹⁾ Mulo ist noch heute ein sehr verächtlicher Spottausdruck an der Adria. Auch Kinder lediger Eltern werden mit Mulo beschimpft.

»Schandgemälde«, die nach der Türkenflucht im Jahre 1684 in Wien erschienen, liefern den Beweis, daß die Strafe des Eselrittes auch in Wien bekannt war. In diesem Jahre wurden nämlich zwei Flugblätter bei Leopold Voigt gedruckt, deren eines den Titel führt: »Wer suecht, der findt. Des Tuerkischen Groß-Vizirs Cara Mustapha Bassa Zuruck-Marsch von Wien nach Constantinopel«. Das zweite »Schandgemälde« trägt folgende Widmung: »Der elende und schimpfliche Abzug des Türkischen Groß-Vezirs aus der Christenheit und des Türkischen Hofes und der krumm- und lahmgehauenen Türken Klags-Geschrei über den so elend geführten Feldzug«. Beide Flugblätter, die als Seltenheiten in der Wiener Nationalbibliothek aufbewahrt werden, haben an der Spitze der Verse ein Spottbild, worauf die jammernde türkische Armee mit Kara Mustapha an der Spitze, auf einem Esel reitend, in Konstantinopel einzieht. Das ist eine klare Anspielung auf die damals besonders in der Türkei übliche Strafe des Eselreitens. In Wien begnügte man sich, den Anführer des besiegten Feindes bildlich auf einem Esel reiten zu sehen.

Dies führt zur Erklärung des Ursprunges des Hernalser Eselrittes, der alljährlich am Sonntag nach Bartholomä (24. August) veranstaltet wurde. Wann der Spottaufzug eingeführt wurde, läßt sich aus Chroniken nicht ermitteln, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß er gleich nach der türkischen Niederlage als Volksfest an einem Kirchweihitag aufgekommen ist und dann erhalten blieb. Ein ähnlicher Umzug fand auch am Rhein als Fastnachtspiel auf offener Straße statt; die Veranlassung zur Entstehung dieses Spieles ist nicht bekannt.

Wenn auch in der Schilderung des Hernalser Eselrittes nicht hervorgehoben wird, daß der Pascha verkehrt auf dem Esel sitzen mußte, so tritt trotzdem hier die Sitte des Strafesels deutlich hervor, wie dies auch auf den erwähnten Spottbildern wahrzunehmen ist, die übrigens möglicherweise die Anregung zu diesem charakteristischen Volksfeste des Eselrittes in Hernals gegeben haben dürften.

Der Zug des Eselrittes in Hernals wurde von einer türkischen Musikbanda eröffnet, der paarweise Christensklaven in zerlumpter Bekleidung, mit Ketten belastet, folgten. Ihnen zur Seite schritten Janitscharen mit langen Bärten. Daran schloß sich ein Trupp Türken, gefolgt von einem dickbäuchigen Pascha, der auf einem Esel ritt. Der Pascha wurde von den Zusehern geneckt und bekam überall Wein zu trinken, so daß er sich schließlich nur mit Mühe auf dem Esel aufrecht halten konnte. Den Schluß des Zuges bildeten einige berittene Muselmänner. Unter Kaiser Josef II. wurde die Volksbelustigung, die ins Derbste entartete, abgeschafft.¹⁾

Die komische Figur des Pascha in überheiterer Laune auf seinem Esel reiten zu sehen, bildete zweifellos das Ergötzlichste bei dieser wohl nur aus Spottbedürfnis entstandenen Volksbelustigung.

¹⁾ J. Gebhart, Oesterreichisches Sagenbuch (Pest 1863), 34.

Das Dåglschiaß'n.

Ein Volksspiel aus der buckligen Welt und dem Jogellande.

Von Dr. Georg Kotek, Wien.

Im November 1926 machte eine kleine Gruppe von Mitgliedern des Deutschen Volksgesangvereines in Wien unter meiner Führung eine Fahrt nach Hochneukirchen in der buckligen Welt, in eine Ortschaft östlich von Aspang, weitab vom Verkehr in dem Winkel gelegen, wo Niederösterreich, Steiermark und das Burgenland zusammenstoßen.

Herr Ministerialrat Ing. Witt vom Bundesministerium für Unterricht hatte vor, eine kleine volksbildnerische Tagung für die Lehrerschaft der Gegend abzuhalten; hiezu lud er auch uns ein und regte eine volkskundliche Untersuchung der Gegend an.

Wir hatten Gelegenheit, eine große Zahl von teilweise sehr alten Volksliedern aufzuzeichnen; der Lage entsprechend, waren die Einflüsse der Grenze unverkennbar.

Die Hochzeitsbräuche, die wir ebenfalls kennen lernten, decken sich so ziemlich mit denen, wie sie in der Oststeiermark üblich sind. P. K. Rosegger gibt hievon ein anschauliches Bild in seinem »Volksleben in Steiermark«; ähnliche Bräuche schildert Ernst Hamza im Jahrbuche 1913 des D. u. Oe. Alpen-Vereines aus dem Wechselgebiete (Feistritz). Eine Szene war hiebei besonders eigenartig, das Erscheinen der sogenannten »Maschkera«, verummter Burschen und Mädchen, die nach launiger Wechselrede, wobei sie vom Brautführer über ihre »Aufweisung« (Paß) befragt werden, einen Tanz aufführen.

Zweifellos bietet dieses Gebiet noch eine Fülle von Volksliedern und Bräuchen; wir werden versuchen, die Umgebung planmäßig zu bereisen, um festzuhalten, was sich bietet, solange die alte Generation noch am Leben ist; die jüngeren Leute stehen dem alten Wesen nicht mehr so nahe, allerdings mit einigen Ausnahmen.

Besonderes Interesse erweckte bei uns die Mitteilung des Organisten der dortigen Kirche, eines einfachen, aber sehr begabten Handwerkers, namens Kuntner, über ein Volksspiel, das in der Gegend gegen die Oststeiermark zu noch vor nicht zu langer Zeit üblich war. Er nannte es das »Dågl-Schiaß'n« und behauptete, es öfters angetroffen zu haben, als er vor ungefähr zwanzig Jahren als junger Handwerksbursche wanderte.

Seiner Schilderung nach spielte sich die Sache folgendermaßen ab:

An dem Ende des »Durchzug's«, das ist des schweren Stammes, der in der Mitte der Stube die Decke trägt und ein Stück durch die Holzwand hinaus ins Freie ragt, ist ein Seil befestigt, das knapp ober der Erde endigt. An demselben ist das eine Ende einer Stange angebunden, deren anderes auf der Hausbank aufliegt. Die Bank steht längs der Wand unter dem heraus-

ragenden Teil des Durchzuges. Gerade unter diesem steht auf der Bank der »Dägl«, eine massige Holzbüste von zirka 30 *cm* Höhe, die in roher Arbeit den Kopf und den oberen Brustteil einer weiblichen Figur zeigt.

Auf diese schwebende, also leicht bewegliche Stange muß sich nun ein Bursche rittlings setzen; er darf aber die Füße nicht auf dem Boden stehen lassen, sondern muß sie vor sich über der Stange kreuzen, so daß er ganz frei der Länge nach auf der Stange sitzt. Hierbei kann er sich mit beiden Händen auf einen Stab stützen, den er nach der einen Seite auf die Erde stemmt. Ist es ihm nach vielen vergeblichen Versuchen mit Müß' und Not gelungen, diesen etwas gefährlichen Sitz zu behaupten, tritt ein Bursche aus der Mitte der Zuschauer zu ihm hin und fragt ihn:

»Wo gehst hin?«

Der sitzende Bursche antwortet:

»Aufs Feld aussil«

Hierbei muß er den stützenden Stab von der einen auf die andere Seite stemmen; nur schwer gelingt es, hierbei den Sitz zu behalten, da das ganze Gebäu ins Wackeln kommt.

Der andere fragt weiter:

»Was tuast drauß?«

Antwort: »Däglschiaß'n«.

Wieder muß mit dem Stabe die Seite gewechselt werden; ist dies gelungen, sagt der erste Bursch:

»So schiaß!«

Der Sitzende muß nun den Dägl von der Bank mit dem Stab, auf den er sich bisher gestützt hat, herunterschlagen.

Nur in den seltensten Fällen gelingt dies wirklich, was dem Sieger reichen Beifall der Zuschauer einträgt.

Als ich den Erzähler fragte, was »Dägl« eigentlich bedeute, meinte er, es heiße eigentlich »Dohle«, konnte aber nicht angeben, in welcher Beziehung dieser harmlose Vogel zu dem Spiele stehe.

Nun ist allerdings im steirischen Wörterbuche von Unger-Khull als Mundartaussdruck für Krähe oder Dohle »Dahe, Dache oder Tachn« angeführt, was ziemlich ähnlich klingt und zu dieser Erklärung führen könnte. Ich glaube aber, daß in dem Versuche, Dägl mit Dohle zu identifizieren, eine Volksetymologie liegt; ich bin der Ansicht, daß Dägl mit der in der Gegend von Niederösterreich und Steiermark üblichen Bezeichnung »Docke oder Tocke« für »Puppe« zusammenhängt und möchte dies im folgenden begründen:

Im IV./V. Heft des XXXI. Jahrganges der Wiener Zeitschrift für Volkskunde (1926) ist ein sehr interessanter Artikel von Dr. Alfred Webinger (Graz) über den »Tättermann« erschienen, der in Anlehnung an Grimm's Mythologie ausdrücklich auf diesen Wortzusammenhang hinweist. Es würde sich also hier um einen Geist handeln, der im hölzernen Dägl verkörpert ist. Die Figur dürfte übrigens, der Form nach zu schließen, früher als Hauben-

stock verwendet worden sein. Gegen diese Annahme spricht allerdings die durch den Schnitzer angedeutete Nase, sowie der Mund, der nur durch eine Kerbe markiert ist.

Inhaltlich ist also ziemlich sicher eine Umdeutung im Sinne alten Brauchtums erfolgt. Ob dieser Dägl nun ein böser Dämon ist oder ein guter Hausgeist, lasse ich dahingestellt.

Ich meine, daß hier ein Fruchtbarkeitsritus vorliegt. Darauf bringt mich vor allem eine ganz rohe Andeutung erotischen Charakters (einer vulva) knapp unter dem Halse der Büste und der Umstand, daß diese von der Bank geschlagen wird. Das Schlagen im Frühling als Fruchtbarkeitswunsch ist ja in vielen Gegenden heute noch üblich. Auffallend ist, daß es eben hier eine weibliche Figur und kein männliches Idol gibt! Das Schlagen von Kegeln, hölzernen Figuren und anderen gestaltähnlichen Körpern ist als Handlung mit Kulthintergrund aus Deutschland mehrfach bezeugt.

Jedenfalls geht dieses Volksspiel auf uralte Zeit zurück; ob es sich nicht hier um Ueberreste einer uralten Kulthandlung, um einen Mannbarkeitsritus handelt, zumal das Spiel besondere Geschicklichkeit erfordert?

Hier wird ein Blick in die Volksseele getan, der uns ihre geheimsten Winkel öffnet und neuerlich zeigt, wie treu das Volk an alten Sitten und Bräuchen festhält, wenn nicht der Einfluß der Großstadt die Sitte der Väter beiseite schiebt und in Vergessenheit sinken läßt.

Es wäre von Wert, zu erfahren, ob dieses Spiel auch anderwärts noch üblich ist oder in Brauch stand, um noch nähere Anhaltspunkte hierfür zu gewinnen.

Kuntner brachte am nächsten Tag, als wir abreisen wollten, den »Dägl« daher, den er gerade vor dem Verbrennen schützen konnte. Der Eigentümer, ein Bauer in der Umgegend, wollte ihn gerade an diesem Tage zerhacken, als unser Gewährsmann ihn noch rechtzeitig vor dem Untergange retten konnte.

Ich brachte den Dägl mit nach Wien und übergab ihn dem Museum für Volkskunde, wo die Figur nun ihre endliche Aufbewahrung finden wird.

Eine »Habaner«-Töpfersiedlung in Siebenbürgen.

Von Dr. Julius Bielz, Hermannstadt.

Während des Dreißigjährigen Krieges war der Fürst von Siebenbürgen Gabriel Bethlen in dem mährisch-ungarischen Grenzgebiet mit deutsch-mährischen Wiedertäufern oder Anabaptisten in Berührung gekommen. Auf ihre Vorzüge als tüchtige Handwerker aufmerksam geworden, verpflanzte er eine Gruppe dieser »Mährischen Brüder«, von ihren slowakischen Mitbewohnern »Habaner« genannt, aus der Gegend von Sobotisch nach Siebenbürgen und wies ihnen als Wohnsitz das Städtchen Winz-Alvincz

in der Nähe seiner Residenz Weißenburg (das heutige Karlsburg) an. »In dem 1621 jar den 1 tag Aprillis — heißt es in ihrer Chronik¹⁾ — ist der Bruder Frantz Walter, ein Diener des Worts, Conrad Hirtzl Haussvatter, und mit inen noch bej 183 personen, Brueder, schwestern, kinder aus dem Ungarlandt, von Schachtitzer und Ehtelnitzer Herrschaft, dahin sie vor der grossen unmenschlichen Tyrannei des kaiserlichen volks geflohen waren, durch des Gabriel Bethlen Sübenburgischen Fürsten gewalt inns Landt Sübenburgen gefuert worden«. Ihnen folgten bald andere. Im Oktober 1622 ist »das maiste . . . volcks auss zwajn haushalten Majkowitz und Ollechkowitz sampt drejen Bruedern des worts Michl Kocher, Thoman Wilhelm und Albrecht Grob in saer bösen wetter zu den unsrigen in Sibenburgen gezogen«. Und nachdem am 12. Januar 1623 Albrecht Seyl in Alvincz gestorben war, wurde »Bruder Josef Nagello zu ainem Eltesten in Sibenburgen geordnet, welcher 18. II. 1623 sampt etlichen personen von Sobotich seinen abscheid genommen«.

Der siebenbürgische Landtagsartikel XXIII vom Jahre 1622 sicherte den »Uj keresztyének« (Neuchristen) in Alvincz und ihren Nachkommen volle Freiheit zur Betreibung ihrer Gewerbe, Religionsfreiheit und Steuerfreiheit zu. Fürst Bethlen vergabte ihnen ein adeliges Gut, wogegen sie die Erzeugnisse ihrer Kunstfertigkeit dem Fürsten und seinen Nachfolgern zum halben Preise überlassen mußten. Ihren Ruf als vorzügliche Handwerker rechtfertigte der siebenbürgische Landtagsartikel vom 24. Oktober 1627, der hervorhob, daß die Anabaptisten der Kunst zu großem Nutzen gereichten und in ihren Produkten die anderen Meister und Handwerker des Landes überträfen. Gegen ihre Konkurrenz suchten sich die Siebenbürger Sachsen durch einen eigenen Landtagsbeschluß zu schützen (1631), der den Winzer Anabaptisten verbot, ihre Erzeugnisse auf Sachsenboden, selbst auf den Jahrmärkten nicht, feilzubieten. In der Folge taten sie sich besonders als Töpfer und Krüglern hervor. Eine Kunstfertigkeit, die sie von ihren früheren Wohnsitzen, dem mährisch-westungarischen Grenzgebiet mitgebracht hatten, wo die Erzeugnisse dieser »Habauer« einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichten.

Die Winzer Anabaptisten blieben mit ihren Glaubensgenossen in ständiger Fühlung.

Johann Tröster²⁾ hebt schon 1666 hervor, daß »im Städtlein Wintz lauter Wiedertäufer wohnen, so künstliche Porcellanen, Messer, Krüge u. d. machen«. Johann Seifert³⁾ schreibt 1783, daß

¹⁾ Handschrift in der Battyanyischen Bibliothek in Karlsburg, Nr. II/122. »Ein klein grundlichs denckh-Bichlein darinnen begriffen und angezeigt wirt, was sich seit dem 1524—1642 jar mit den rechthgläubigen und frommen Menschen hat zuegetragen.«

²⁾ Johannes Tröster: »Das Alt- und Neu-Teutsche Dacia«, Nürnberg 1666, S. 436.

³⁾ Ungarisches Magazin III. Band, Pressburg 1783. S. 219.

»die Wiedertäufer in Alvincz sich besonders durch ihre vorzüglichen Thonarbeiten auszeichneten«. Und Windisch erwähnt in seiner »Geographie des Großfürstentums Siebenbürgen« vom Jahre 1790, S. 38, daß »das in Alvincz verfertigte Fayencegeschirr von ziemlicher Güte und Schönheit sei«, wozu eine handschriftliche Eintragung des einstigen Besitzers dieses Buches, »die feine Töpfererde, welche die Alvinczer zu einer Art Fayence verarbeiten«, vermerkt.

Namentlich werden 1744 Johann Star und in einer Konkriptionsliste der »mährischen Brüder« in Alvincz aus dem Jahre 1772 Heinrich Roth und Abraham Svartz als Töpfer, und Christian und Josef Tompech (Dombach) als Krüglar genannt.

In den Verlassenschaftsinventaren der Hermannstädter Teilungsbücher¹⁾ kommen vom ausgehenden 17. Jahrhundert bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts immer wieder »Wintzer Krüge« vor. Die früheste Erwähnung von »6 schöne Wintzer Krügel« und von »2 Wintzer Krüglein, 2 kleine Wintzer Krüglein, ein Wintzer Töpfchen und Salzbüx« findet sich im Teilungsbuch von 1672, beziehungsweise 1673/1674. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts an kehren die »Wintzer Krüge« neben »ausländischen Krügen«, »hollitscher Krügen« und »ordinären irdenen Krügen« fast in allen Verlassenschaften wieder. Beispielsweise seien aus der Zeit von 1757/1790 mit Angabe der Bewertung angeführt: »1 großer ausländischer Krug mit Zinndeckeln — 1 ungarischer Gulden; 5 blaue ausländische Schüsseln — 1 u. G. und 44 Denare; 4 ordinäre Maßkrüge — 24 Denare; 3 Winzer Maßkrüge mit Zinndeckeln — 3 u. G.; 4 Winzer Halbmaßkrüge mit Zinndeckeln — 2 u. G.; 9 Halbmaß Winzer ordinäre Krügel — 2 u. G. 16 D; kleines Winzer Krügel — 10 D; gekripte Winzer Schüssel — 3 D; Hollitscher Krug mit Zinndeckel — 1 u. G.; Hollitscher geblümtes Krügel — 40 D; grüne rotgeblümt Halbmaßkrüge mit Zinndeckel — a 40 D; Blumenkrügel — 7 D; ordinäre irdene Krüge — 3 — 6 D. Wenn wir auch annehmen müssen, daß in den Teilungsbüchern die Bezeichnungen nicht durchaus richtig und konsequent eingehalten wurden, so geht aus den angeführten Beispielen doch unzweifelhaft hervor, daß mit »Winzer Krügen« eine besondere, von ausländischen und ordinären irdenen Krügen bewußt unterschiedene und auch anders bewertete Art von Krügen bezeichnet werden wollte.

Von den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts an fehlen die Winzer Krüge in den Verlassenschaften. Es läßt sich dies mit dem Aussterben der dortigen Hafnerwerkstätten seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert erklären, nachdem die feinere Ware, die aus Mähren, Nordwestungarn und den österreichischen Ländern eingeführt wurde, die Winzer Habaner-Ware verdrängt hatte.

¹⁾ Teilungsbücher der Stadt Hermannstadt vom Jahre 1573—1822 im Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation.

Die in Malonyay's Ungarischer Volkskunst¹⁾ vertretene Ansicht, daß die Winzer (Alvinczer) Krüge davon ihren Namen hätten, daß sie aus Oesterreich auf dem Wasserwege: Donau—Theiß—Marosch über Alvincz nach Siebenbürgen eingeführt worden wären, ist unrichtig. Eine Einfuhr wäre infolge der Türkenkriege und sonstiger kriegerischer Verwicklungen erst nach dem Száthmarer Frieden (1711) möglich gewesen, die Bezeichnung Winzer Krüge findet sich aber — wie oben angegeben — schon im Jahre 1672. Außerdem hatte Alvincz niemals einen Hafenplatz an der Marosch, der befand sich weiter stromaufwärts in Marosch-Porto bei Karlsburg. Dabei mag es immerhin denkbar sein, daß durch die Alvinczer Anabaptisten später auch die Einfuhr von



Abb. 1. Altwinzer Weinkrug, bez. 1698. (Seiten- und Vorderansicht.)

Töpfereien aus ihren Stammländern, dem fruchtbaren keramischen Produktionsgebiet der mährisch-ungarischen Grenze nach Siebenbürgen vermittelt wurde. Hiefür könnte eine Notiz in einem Aufsatz über Wischauer Keramik von Josef Tvrdy²⁾ sprechen, wonach schon 1723 geschrieben wird: »daß zur Jahrmartzeit vieles weisse mit bunten Blumen und Thieren bemaltes Gefäß aus Mähren, meistens von Skalitz und Wischkau oder Wischau an der hungarischen Grenze liegend ausgeführt wird, so ehemals das Brüdergefäß geheißn, weil eine gewisse schwärmerische Sekte es daselbst erstlich verfertigt.« Vergleiche mit mährisch-slowakischen Krügen ergeben, daß viele der in Siebenbürgen vorfindlichen,

¹⁾ Malonyay Dezsö »A magyar nép művészete«. II. Band. Budapest 1909. S. 203.

²⁾ Narodopisny veštík Ceskoslovansky. VI, 1911.

dahin importierten feinen Weiß-Majolikakrüge dieser Gruppe zugewiesen werden müssen, wenn auch überwiegend das importierte Material aus Salzburger und ober- und niederösterreichischen Werkstätten stammt. »Winzer Krüge« sind diese aber nicht.

Ebensowenig kann dem amtlichen Katalog des Kunstgewerbemuseums in Budapest zugestimmt werden, der in der Sammlung Siebenbürgischen Hafnergeschirrs eine stattliche Anzahl von Majolika-Krügen als »Alvinczer-Krüge« den Habaner Töpfern von Alvincz zuweist. Diese Krüge können mit Rücksicht auf die Feinheit des Scherbens, der Glasur und der Bemalung, besonders aber in Hinblick auf die ausschließlich nicht siebenbürgischen figuralen Kostümdarstellungen des 18. Jahrhunderts und katholischen Heiligendarstellungen nicht von den Anabaptisten in Alvincz angefertigt worden sein, sondern sind nach Siebenbürgen eingeführt worden. Die Benennung »Alvinczer« = Winzerkrüge ist daher auch in diesem Falle unzutreffend.

Zusammenfassend führt das Voraugeschickte zu dem Ergebnis, daß die Habaner Töpfer in Alvincz schon im 17. und 18. Jahrhundert eine rege Produktion entfalteten. Ihre Ware war als »Winzer Krüge« bekannt und gesucht. Sie zeichneten sich vor der sonstigen Bauernmajolika in Siebenbürgen durch vollkommener Ausführung und durch die von der »Habaner Ware« beeinflusste schönere Zeichnung und feinere Bemalung mit Pflanzenmustern und Tiermotiven aus. Infolge Verwendung des gröberen siebenbürgischen Materials und infolge der durch mangelnde Anregung und verminderten Nachwuchs abnehmende handwerksmäßige Geschicklichkeit der in Alvincz isoliert lebenden Anabaptisten erreichten ihre Erzeugnisse die Habaner Vorbilder aber nicht. Von Alvincz aus sind später auch sonstige siebenbürgische Hafnerarbeiten, namentlich im Kalotaszeger Gebiet beeinflusst worden. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die Winzer Krüge von der viel feiner ausgeführten, aus Mähren, Nordwestungarn und den österreichischen Ländern importierten Ware immer mehr verdrängt und sanken zum billigen Gebrauchsgeschirr herab, das dem Bruch viel mehr ausgesetzt und seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert nicht mehr nacherzeugt, nur in verhältnismäßig wenigen Stücken auf uns gekommen ist. Den Ueberschwemmungen der Marosch, die im Jahre 1771 und 1851 die Anwesen der Habaner Kolonie in Alvincz zerstörten, mag auch noch manches Erzeugnis ihrer Töpferkunst zum Opfer gefallen sein. Nach der Katastrophe im Jahre 1851 verließen sie das gefährliche Gelände und gründeten nächst Alvincz die neue Siedlung Ujvincz-Neuwinz. Hier leben ihre Nachkommen heute noch, ausschließlich mit Landwirtschaft beschäftigt. Bloß in ihrer Erinnerung lebt noch der Name ihres Töpfers Eckhardt, der Ende der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts gestorben sein soll.

Beschreibungen der Winzer Erzeugnisse fehlen. Arbeiten, die ohne jeden Zweifel aus Winzer Werkstätten herrühren, waren bisher

nicht mit aller Sicherheit festzustellen. Es kann dies aber mit größter Wahrscheinlichkeit von nachstehend beschriebenen Krügen angenommen werden:

Ein kleiner, geschnabelter Weinkrug mit melonenartig eingezogener Leibung im Museum »Alt-Schäßsburg«. (Abbildung 1.) Auf schwarzblauem, unreinem und blasigem Grund ist eine naturalistische Pflanzendekoration vorne auf der Leibung aufgetragen. Aus dem grünen Mittelblatt wächst rechts und links je ein Blumenstern heraus, groß, weiß mit gelben Staubgefäßen. Die Konturen der Zeichnung, die Stengel und die zu beiden Seiten der Blumenverzierung in zwei Zifferngruppen geteilte Jahreszahl 16-98 sind schwarz. Am Hals und am unteren Teil der Leibung ein mit Perlenschnüren eingefasstes weißes Band. Bis auf das viel größere Gewicht, den sehr dunklen blauen Grund und die gröbere Ausführung zeigt der Krug charakteristische Merkmale der sogenannten Habaner Krüge. Zu den alten Winzer Erzeugnissen dürfte auch eine weiße prismatische Schraubenflasche im Baron Brukenthalischen Museum in Hermannstadt gehören, die 1679 datiert, typische, aber stark vereinfachte und vergrößerte Habaner Ornamentik in blauer und manganvioletter Farbe zeigt.

Eine Reihe von Krügen in der volkskundlichen Sammlung des Baron Brukenthalischen Museums, nach Alter, Ausführung und Bemalung von bekannten siebenbürgischen und ausländischen Erzeugnissen verschieden, müssen wohl auch den Winzer Töpfern zugeschrieben werden. Sie haben die gebräuchliche birnenförmige Form mit nach oben sich erweiterndem Hals. Auf dem grauweißen Grunde sind in grüner Blätterkranzumrahmung ein schnäbelndes Taubenpaar über einer Blumenvase, ein Blumenstrauß, Handwerkerembleme, oder in Blumenranken ein springender Hase gemalt. Die Farben sind grün, gelb, blau und manganviolett, letzteres meist zur Hervorhebung der Konturen der Zeichnung verwendet, verfließender und weniger lebhaft als die der habanerslowakischen Krüge. Halsrand und unterer Teil der Leibung sind mit einem blaßblauen oder manganvioletten Band verziert. Der älteste dieser Krüge mit Schneideremblemen in grünem Blätterkranz trägt die Jahreszahl 1714, einer mit dem Taubenpaarmotiv die Zahl 1760 und der jüngste mit Schlosseremblemen die Zahl 1766. Monogramme oder Marken haben die Krüge nicht. Stark vergrößerte Nachbildungen dieser Krüge, besonders jene mit Handwerkeremblemen, in verschiedenen siebenbürgischen Werkstätten erzeugt, sind seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts häufig zu finden. Gleichfalls in der volkskundlichen Sammlung des Baron Brukenthalischen Museums befindliche birnförmige, mattblaue Krüge mit einem in Habaner Manier aufgemalten Blumensträußchen in den Farben weiß, ockergelb, dunkelgrün und manganviolett, am Halsrand und am unteren Teil der Leibung ein gelblichweißes Band, können schließlich wohl auch noch den Winzer Töpfern zugeschrieben werden.

Zum „Alten Hochzeitsbrauch im Salzkammergut“.

Von Raimund Zoder.

In dieser Zeitschrift (XXXI/77 ff.) hat Prof. Dr. Arthur Haberlandt auf den Brauch des Kreuztragens bei der Heirat eines Holzknechtes hingewiesen und aufgefordert, genauere Nachrichten hierüber beizubringen. Mein Nachbar in meinem Sommeraufenthalt in Bad Ischl in Oberösterreich, der Holzknecht Wolfgang Zeppetzaucr (der äld Gang, von Wolfgang), erzählte mir auf meine Frage darüber folgendes:

Es wird am Vortag der Hochzeit eines Holzknechtes — die Hochzeiten finden am Sonntag statt — also am Samstag vormittag dieses Kreuztragen in Szene gesetzt. Am Freitag wird schon im Geheimen ein aus zwei Baumstämmen bestehendes Kreuz vorgerichtet. Wird nun Samstag mittags Feierabend gemacht, so wird der Bräutigam von seinen Kameraden überfallen und es werden ihm die Hände mit Riemen im Rücken gefesselt. Nun erst wird das bisher versteckte Kreuz hervorgeholt und dem Gefesselten aufgeladen. Befindet sich bei der »Paß« — so nennt man eine unter einem »Moasterknecht« arbeitende Gruppe von Holzknechten — auch der Brautführer, so wird auch diesem etwas angetan, er wird »gsabelt«, das heißt mit einem Säbel versehen. Es wird eine junge, womöglich gebogen gewachsene Fichte oder Tanne entästet und dem zu »sabelnden«, nachdem er ebenfalls gefesselt wurde, mit einem Strick als Säbel angebunden. Nun werden beide unter Lärm und Geißelhieben mit Stricken und Riemen zu Tal getrieben. Beim nächsten Wirtshaus wird Halt gemacht und dort kann sich nun der Bräutigam durch eine Spende von Bier auslösen. Das »Sabeln« ist unter Umständen unangenehmer als das Kreuztragen, weil beim Gehen die Kameraden auf das Ende des nachschleppenden Säbels treten, um den Gefesselten zu Fall zu bringen. Der Säbelträger stellt offenbar Petrus dar. Zeppetzaucr erzählte auch noch, daß hie und da bei solchen Gelegenheiten ein als Judas mit einem langen Bart maskierter Holzknecht mitgehe. Der Brauch ist nicht an die Konfession des Bräutigams gebunden, er wird von Katholiken und Protestanten mitgemacht.

Erklärung.

Da der Zusammenhang, in den Prof. Dr. Michael Haberlandt in der »Wiener Zeitschrift für Volkskunde« (XXXI., S. 75) den von Dr. Anton Pfalz am 24. Februar 1926 im Akademischen Verein der Germanisten gehaltenen Vortrag rückt, bei den mit den Tatsachen nicht vertrauten Lesern die Vorstellung erwecken muß, Dr. Pfalz habe diesen Vortrag nicht aus sachlichen Beweggründen gehalten, sehen sich die Unterzeichneten zu folgender Feststellung veranlaßt:

Dr. Pfalz wurde zu dem Vortrag veranlaßt durch eine gegen ihn gerichtete Polemik des Herrn Dr. Arthur Haberlandt (siehe »Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich«, Jänner 1926), die ihn zu einer Abwehr und Richtigstellung vollauf berechtigte. Als Zuhörer dieses Vortrages haben wir in keiner Weise den Eindruck empfangen, daß Dr. Pfalz persönlich verletzend gesprochen habe. Er hat auch nicht die Meinung vertreten, »nur

der Germanist könne in wissenschaftlichem Sinne Volkskunde betreiben«. Er hat vielmehr an der Hand von Beispielen gezeigt, daß sprachgeschichtliche, historische und geographische Kenntnisse auf dem Gebiet der volkskundlichen Forschung unbedingt nötig sind. Wenn Dr. Pfalz die Unhaltbarkeit der gegen ihn von Dr. A. Haberlandt angeführten sprachgeschichtlichen Argumente nachwies, wenn er gegen den Dilettantismus scharf Stellung nahm und für die wissenschaftlichen Leistungen Dr. Heinrich Weigls energisch eintrat, so war dies alles sachlich gerechtfertigt.

Wien, Jänner 1927.

Univ. Prof. Dr. Wilhelm Czermak

Dr. Herbert Mitscha-Märheim

Dr. W. Steinhauser

Prof. Dr. Dietrich Kralik

Univ. Prof. Dr. Rudolf Much

Prof. Dr. Oswald Menghin

Dozent Dr. L. Franz

Prof. Dr. Karl Ettmayer

Univ. Prof. Dr. C. Patsch

Erwiderung auf vorstehende Erklärung.

Ich möchte zur Beurteilung der vorstehend abgedruckten »Erklärung« vor allem feststellen, daß dieselbe reichlich spät kommt (vier Monate nach Erscheinen des Septemberheftes, in welchem mein Aufsatz abgedruckt und den Herren Unterzeichnern durch Uebersendung von Sonderabdrücken bekannt wurde) und fast ein volles Jahr nach Abhaltung des Vortrages von Prof. Dr. A. Pfalz, mit dem sie sich beschäftigt. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn sich die darin zum Wort kommenden Eindrücke der Herren Unterzeichner nicht in allen Punkten mit dem tatsächlichen Sachverhalt in Einklang befinden, wie er sich nach meinem unmittelbaren Eindruck und nach meiner seitherigen Erinnerung sowie auch derjenigen einer Reihe anderer Zuhörer darstellt. Ich habe auch, wie den Herren Unterzeichneten wohl erinnerlich, sofort nach Anhören des Vortrages, der mir und anderen mehr den Eindruck eines Mensurganges als den einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung des Germanisten mit dem Vertreter der Volkskunde machen mußte, in der entschiedensten Weise sowohl gegen die von Dr. Pfalz beliebte Form¹⁾ wie insbesondere gegen die der Volkskunde und ihrem Betrieb im Kreise des Wiener Vereines und Museums geltenden Angriffe Verwahrung eingelegt, worauf der Vortragende jede Antwort schuldig geblieben ist, wie er auch als der Beteiligte sich nicht gegen die Ausführungen in meinem zitierten Aufsatz zu wenden in der Lage war.

Noch möchte ich bemerken, daß wir Vertreter der Volkskunde es als ganz und gar des Ortes fehl empfinden mußten, daß die Auseinandersetzung

¹⁾ Eine derartige Art der Polemik ist freilich bei Herrn Dr. A. Pfalz auch auf seinem eigensten Gebiet nichts Neues, wie die Abwehr beweist, die er im Vorjahre von Seite des Führers der deutschen Mundartforschung, Prof. Ferdinand Wrede, auf seine Angriffe erfahren hat (Teuthonista 1925/26, Heft 1, S. 22): »Pfalz ist unter meinen drei Gegnern der einzige Germanist und Dialektforscher, um so mehr bedaure ich seinen Aufsatz und insbesondere die persönliche Animosität, die ihn durchzieht und deren Grund mir unerfindlich ist«. — Auch Privatdozent Dr. K. Wagner (Marburg) lehnt es ab, mit A. Pfalz in einer anderen Frage die Diskussion aufzunehmen, »weil der von ihm aus nicht erkennbaren Gründen angeschlagene Ton eine sachliche Auseinandersetzung aussichtslos erscheinen ließe« (Teuthonista a. a. O., S. 31 f.).

über die damals in Fluß geratene wissenschaftliche Streitfrage unter dem Schlagwort: »Mundartforschung und Volkskunde« vor ein Forum gebracht wurde, das zum allergrößten Teil aus jungen Studenten und auch sonst zumeist aus Zuhörern bestand, die mit der Volkskunde keinerlei Berührung haben. Wenn ich als Herausgeber der »Wiener Zeitschrift für Volkskunde« überdies von Dr. Pfalz in Zusammenhang mit seinen Angriffen auf den Dilettantismus gebracht worden bin, so war dies für jeden Gerechtdenkenden von vornherein eine verletzende Sache für den Unterzeichneten.

Nun aber zur Sache, das ist dem Inhalt vorstehender »Erklärung«:

Was die an ihren Anfang gestellte Feststellung betrifft, daß Dr. Pfalz zu seinem Vortrag durch eine gegen ihn gerichtete Polemik des Herrn Dr. Arthur Haberlandt veranlaßt war, so ergibt sich aus dem zitierten »Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich«, Jänner 1926, ohne weiters, daß Dr. Pfalz es war, der die Diskussion ausgelöst hat, und zwar durch seine spontane Polemik gegen den von Prof. Arthur Haberlandt am 7. November 1925 gehaltenen Vortrag »Das fränkische Haus in Niederösterreich«, den er selbst gar nicht gehört hatte und nur aus dem Auszug (»Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich«, Dezember 1925) kennen lernte. Es sei dem Urteil jedes Unbefangenen anheimgestellt, zu beurteilen, ob die darauf gefolgte Replik des Dr. Arthur Haberlandt von solcher Art war, daß sie Dr. Pfalz zur »Abwehr« in der geschehenen Form »vollauf berechtigte«. Einer Richtigstellung und überhaupt einer Klärung der ganzen Frage von dem sprachlichen Charakter der niederösterreichischen Ui-Mundart wurde von unserer Seite gewiß nichts in den Weg gelegt, diese sogar als längst notwendig angedeutet. Der Unterzeichnete selbst hat schon im Jahre 1920 einer den Dachler'schen Aufstellungen entgegneten Abhandlung von Dr. Heinrich Weigl: »Die niederösterreichische Ui-Mundart, ihre Abstammung und Verwandtschaft«, bereitwillig die Spalten der von ihm geleiteten »Wiener Zeitschrift für Volkskunde« geöffnet (XXVII, S. 70 ff.).

Wenn die »Erklärung« weiterhin besagt, »Dr. Pfalz habe auch nicht die Meinung vertreten, nur der Germanist könne in wissenschaftlichem Sinne Volkskunde betreiben«, so werde ich in meiner Erinnerung, daß diese Äußerung tatsächlich gefallen ist und daß sie nur die Schlußfolgerung aus seinen gegen den »Dilettantismus« von Forschern wie A. Dachler und Dr. Eugen Frischauf gerichteten Angriffen bildete, abgesehen von der mir von anderer Seite her gewordenen Bestätigung, dadurch bestärkt, daß ich in meiner schon vorhin erwähnten unmittelbar auf den Vortrag erfolgten Zurückweisung ausdrücklich darauf verwies, daß gerade die Wiener Germanisten in auffälligster Weise sich von der Pflege der Volkskunde ferngehalten hätten, was von Herrn Prof. Dr. Rudolf Much selbst sofort mit Bedauern zugegeben worden ist.

Wenn Pfalz gegen den Dilettantismus in der Volkskunde scharf Stellung nahm, so war dies sachlich gewiß gerechtfertigt, wie die Erklärung besagt; aber zur Exemplifikation hiefür zwei verdiente und bewährte Feld- und Quellenforscher der Volkskunde wie Anton Dachler und Dr. Eugen Frischauf heranzuziehen, welch letzterem zumal auch in sprachlichen und mundartlichen Dingen Heinrich Weigl ausdrücklich die Anerkennung ausspricht und als Quellenforscher gefolgt ist, erscheint als durchaus ungewöhnlicher und nicht ohne Widerspruch hinzunehmender Vorgang. Der volkstkundlich bewanderte Leser

wird sich am besten selbst ein Urteil über eine Kritik bilden, die Pfalz in einigen Andeutungen sogar auch auf die Hausforschungsarbeit A. Dachlers ausdehnen zu dürfen glaubte. Endlich sei darauf verwiesen, daß es wohl nicht Dr. Pfalz war, der an der Hand von Beispielen gezeigt hat, daß »sprachgeschichtliche, historische und geographische Kenntnisse auf dem Gebiet der volkskundlichen Forschung unbedingt nötig sind«, sondern der volkskundlichen, historischen und geographischen Arbeitsweise ihre Rechte zu wahren, war der Diskussion und hier anderen Herren als Dr. Pfalz vorbehalten geblieben. Was von Dr. Pfalz in diesem Sinne beigebracht worden war, beschränkte sich auf drei mundartgeographische Kärtchen zur Verbreitung des U-Lautes und einiger anderer lautlicher Erscheinungen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Literatur der Volkskunde.

Die Besprechungen rühren, sofern nicht ein anderer Referent genannt ist, von der Schriftleitung her.)

Deutsche Märchen aus dem Donaulande. In Verbindung mit Viktor von Geramb, J. R. Bünker, P. Romuald Pramberger, Siegfried Troll und Adolf Schullerus herausgegeben von Paul Zaunert. (Die Märchen der Weltliteratur.) Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1926.

Wie das österreichische Volkslied ist auch das Märchen in Oesterreich durch seine mundartliche Einkleidung besonders gekennzeichnet. Im allgemeinen läßt sich sagen, nimmt die österreichische Märchentüberlieferung stofflich an dem allgemeinen deutschen Märchenschatz vielfach teil; zufolge der in früheren Zeiten sehr lebhaften Berührung, besonders mit den slawischen Nachbarn, ist inhaltlich sowie formell auch slawisches Märchengut eingeflossen. Behagliche Breite in der Erzählung, auffallende Häufung der Märchenmotive und andererseits eine dem Zersingen des Volksliedes analoge merkbare Auflösung des ursprünglichen Erzählungsgefüges ist an den österreichischen Märchen vielfach zu bemerken. Die österreichische Umwelt spiegelt sich meist sehr kenntlich in der Ausmalung der Einzelheiten, in der Schilderung der Personen und der Begründung der Handlungen. Wie überall, sind, von den Herausgebern meist namhaft gemacht, alte arme Leute aus dem Volke, uralte Weiblein, Hirten, Straßenkehrer, Vaganten und Bettelweiblein mit ihrem wunderbar treuen Gedächtnis die ergiebigsten Behältnisse dieses Märchenschatzes, die, wenn in richtiger Art zum Reden gebracht, die Märchen-erzählungen auch im echtsten Volksstil aus sich herauszuheben wissen. Die vorliegende Sammlung wird jedem Leser Freude machen.

Deutsche Volkskunst. Herausgegeben vom Reichskunstwart Edwin Redslob. Delphin-Verlag, München.

Band VI: Frank en. Text und Bildersammlung von Josef Ritz. Mit 213 Bildern.

Band VII: Th ü r i n g e n. Text und Bildersammlung von Edwin Redslob. Mit 242 Bildern.

Band VIII: Sch l e s i e n. Text und Bildersammlung von Günther Grundmann und Konrad Hahm. Mit 241 Bildern.

Von dieser anregenden und verdienstvollen Sammlung, deren erst-erschienene fünf Bände in dieser Zeitschrift (XXXI, S. 24 ff.) bereits gewürdigt worden sind, liegen uns von mitteldeutschen Gebieten drei weitere Darstellungen vor. Von dem kunstsinnigen Stamme der Franken und ihren volkskünstlerischen Leistungen handelt der vierte Band. Wechselnder Landschaftscharakter und geschichtliche Vielfältigkeit zeichnen gleichermaßen dieses Gebiet aus. Einfluß der Städte hat sich durch handwerkliche Uebung im besonderen Maße auch in seiner Volkskunst bemerkbar gemacht. Von der bayrischen Seite ist wohl die stärkste Beeinflussung ausgegangen, auch die wendische Volkszumischung früherer Zeiten ist in Spuren noch erkennbar. Die Stoffverarbeitung und die bildliche Auswahl ist mit gleicher Sorgfalt, wie in den früheren Bänden der Sammlung vorgenommen worden. Man möchte nur den vergleichenden Gesichtspunkt etwas stärker in Anwendung gebracht sehen, was jetzt, da schon verschiedene deutsche Landschaften in ihrem volkskünstlerischen Besitz Darstellung gefunden haben, unschwer möglich gewesen wäre.

Den Band »Thüringische Volkskunst« hat der Herausgeber der ganzen Sammlung, Reichskunstwart Edwin Redslob selbst bearbeitet. Die territoriale Abgrenzung war hier eben, wie einleitend ausgeführt wird, nicht leicht, fränkische wie hessische Einschläge sind stark erkennbar. Abgesehen von der schwer durchführbaren Abgrenzung bietet auch in sachlicher Hinsicht die Erfassung der thüringischen Volkskunst gegenüber anderen deutschen Volkskunstkreisen ihre besonderen Schwierigkeiten. Was sonst meist Kern und Hauptinhalt der Volkskunst ist, die Einrichtung und Ausstattung der Wohnräume, tritt bei der äußerst bescheidenen Lebensweise des Thüringer Bauers im eigenen Haushalt, hier stark zurück. Wert und Eigenart der Thüringer Volkskunst liegt nach dem Urteil Redslobs nicht so sehr in den Dingen des eigenen Gebrauches als in der Darstellung und Pflege des Gemeinsinnes. Auch ist hier die Volkskunst stets in enger Verbindung mit der gewerblichen Produktion aufgetreten. Nach diesen leitenden Gesichtspunkten hat der Verfasser seinen Stoff durchdrungen und dargestellt und ihn dadurch in den richtigen Zusammenhang auch mit den allgemeinen und höheren Geistesströmungen gebracht, die in Thüringen, einem Mittelpunkt deutschen Geisteslebens, sich alle Zeit so mächtig geregt haben.

Der VIII. Band ist dem schlesischen Land und Volkstum gewidmet. Zwei kenntnisreiche und für die Sache der Volkskunst warm führende Bearbeiter haben sich in die nicht leichte Aufgabe geteilt, die, bei dem Mangel zusammenfassender Veröffentlichungen über schlesische Volkskunst, erstmalig in Angriff zu nehmen war. Schlesien ist deutsches Kolonialland, das sich im Kampf mit polnischem und tschechischem Volkstum durchzusetzen und zu behaupten hatte. Eine wechselvolle Geschichte und viele kriegerische Zeitläufte haben dem schlesischen Volkscharakter ihre unverwischbaren Spuren aufgedrückt. Seelische Spannungen eigenster Art beflügeln die schlesische Volksseele, Beweis davon das viele und originelle Dichtewesen, das aus ihr hervorgegangen ist. Die Anlage des Werkes folgt dem für die ganze Sammlung gültigen Schema. Der wichtige Abschnitt »Siedlung und Haus« berücksichtigt das slawische wie das deutsche Siedlungsdorf (20 Abbildungen); besonders ausführlich wird über Kirchen und Kirchhof

gehandelt, wobei die oberschlesische Blockholzkirche unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt (25 Abbildungen). Unter dem vom Hausfleiß und Handwerk hergestellten volkskünstlerischen Gerät lernen wir an bodenständigen Töpfereien und den Erzeugnissen der Glashütten viel Eigenartiges kennen. Auf die Schlußbetrachtung: Beziehungen zur Gegenwart von Dr. Günther Grundmann, die viel Richtiges und Beherzigenswertes enthalten, sei besonders aufmerksam gemacht.

Prof. M. Haberlandt.

Karl Adrian: Die Salzburger Dult. Aus der Geschichte und dem Leben eines tausendjährigen Jahrmarktes. Salzburg 1927. Verlagsbuchhandlung Anton Pustet.

Ein volkswirtschaftlich wie kulturgeschichtlich gleich inhaltreiches und anziehendes Buch, das uns der verdienstvolle ausgezeichnete Kenner von Salzburgs Volkstum und Volksleben Schulrat Karl Adrian bescheert hat. Der erste Teil behandelt die Geschichte dieses Jahrmarktes, der, nach altem Brauch und Recht geordnet, sich durch fast ein Jahrtausend am Leben erhalten hat. Die Geschichte der Dult ist aber auch zugleich ein Stück Salzburger Familiengeschichte. Durch Jahrhunderte begegnen die gleichen bodenständigen Familiennamen in den Akten, wie auch der Zuzug Fremder, die dann später sich in Salzburg häuslich niederließen und heute angestammte Salzburger Geschlechter darstellen, vielfach erkennbar ist.

Der zweite Teil des Buches, der das pulsierende Leben der Salzburger Dult schildert, ist vom volkskundlichen Standpunkt von besonderem Interesse. Die volkstümliche Vorführung der »Moritaten«, das Salzburger Kasperltheater, die Marionettenspiele mit der Aufführung des bayrischen Hiesel- und des Faustspiels beanspruchen hiebei besondere Beachtung,

Prof. M. Haberlandt.

Otto Homburger: Museumskunde. (Jedermanns Bücherei, Abteilung Bildende Kunst.) Ferd. Hirt, Breslau 1924. 104 Seiten, 28 Abbildungen und 4 Skizzen im Text.

Als Einführung in die Museumswissenschaft, eine allerdings mehr praktisch als theoretisch zu übende Kunst, wird das Büchlein jedermann treffliche Dienste tun. Mindestens in dem Sinne, daß, wer vieles versteht, vieles verzeiht. Schon die verschiedenen Arten der Museen, die der Verfasser nach ihrem Inhalt in einzelnen Kapiteln knapp umreißt, machen es klar, daß eigentlich jedes Haus dieser Zunft Einfühlung besonderer Art verlangt. Der Leser des Büchleins wird den Weg dazu durch gute, wenn auch knappe historische Ueberblicke über die in den wichtigsten Sammlungen einander ablösenden Aufstellungsprinzipien geführt. Vielleicht geht die Darstellung dabei stellenweise zu sehr ins Einzelne, mindestens vermissen wir die Uebersetzung, was jedes Museum gerade in dieser oder jener Kultursphäre, in die es gestellt ist, grundsätzlich zu leisten hat. Daß die Volkskundemuseen etwas kümmerlich abschneiden, nimmt uns an dem reichsdeutschen Verfasser nicht wunder, es muß aber einmal wenigstens an dieser Stelle mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, daß die reichsdeutschen Behörden in einer Zeit erstarkenden Volksbewußtseins gut daran täten, ihr von verdienstvollsten Liebhabern zusammengebrachtes, stellenweise aber just in den Hauptstädten

erbärmlich durch seine Unterbringung zurückgesetztes Volksgut in Ehren zu erhöhen. Sie könnten diesmal sogar von uns Oesterreichern etwas lernen.

A. Haberlandt.

Ludwig Armbruster: Der Bienenstand als völkerkundliches Denkmal. (Bücherei für Bienenkunde, VIII. Band.) Karl Wacholtz, Neumünster in Holstein 1926. 147 Seiten, 61 Abbildungen, 1 Kärtchen.

Die vorliegende Arbeit gibt wichtigen kulturgeographischen Aufschluß über die Behelfe für eine uralte volkstümliche Wirtschaftsform, die Bienepflege. Besonders erfreulich ist, daß hier ein mit den Lebensbedingungen der Bienen wie mit den volksgeschichtlichen Belegen gleich wohl vertrauter Fachmann das Wort ergreift, wobei ihm ein glücklicher Zufall in Ergänzung des europäischen Materials auch bisher kaum bekannte Vergleichsstücke aus dem Kaukasus an die Hand gegeben hat. Außer diesem Exkurs wird uns eine Darstellung der Bienenzucht in den Mittelmeerländern, der Stülperformen aus Geflecht, Rinde und Strohwürsten über Europa hinweg und eine Darstellung der Entwicklung der Klotzbeuten in der Waldzeidlerei des Ostens geboten. In Mitteleuropa treten sich Strohstülper und Klotzbeuten kulturgeschichtlich als germanisch und slawisch bedingt gegenüber. Mit methodisch umsichtiger Offenheit kennzeichnet Verfasser die noch auszudeckenden Lücken in dem jedenfalls schon bemerkenswerte Erkenntnisse ermöglichenden Beobachtungsnetz. Das aus den dinarischen Karstländern und Ungarn ziemlich reichlich erhobene Material wird dem Verfasser auf Grund seiner wertvollen Arbeit gewiß nunmehr gleichfalls im wünschenswerten Ausmaß zugänglich werden.

A. Haberlandt.

Dr. Ferdinand Liewehr: Die Ortsnamen des Kuhländchens. (Veröffentlichungen der Slawistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Universität in Prag, I. Reihe, Heft 1), Reichenberg 1926. 88 Seiten.

Einem jungen begabten Forscher mit guter wissenschaftlicher Schulung verdanken wir eine tiefschürfende Untersuchung über die Ortsnamen des Kuhländchens, die zu schönen Ergebnissen geführt hat. Der weitaus größte Teil der Arbeit gilt den aus dem Slawischen stammenden Ortsnamen der genannten Landschaft, von denen die meisten auf slawische Personennamen zurückgehen, so d. Bielau, č. Bílov auf einen Vollnamen etwa Běloslav; d. Bölten, č. Bělotín auf Bělota; d. Liebisch, č. Libhošť auf Libhost+jb; d. Gurtendorf, č. Skorotín auf Skorota; d. Blattendorf, č. Blahutice auf Blahut; d. Blauendorf, č. Bludovice auf Blúd u. s. w. Viele Ortsnamen sind abgeleitet von slawischen Appellativen, wie d. Neu-titschein, č. Nový Jičun von *dikr »Eber, Wildschwein«, d. Brawin, č. Bravinne von č. brav »Vieh«; d. Tyrn von č. drn »Rasen«, während č. Děrné eine Neubildung nach dem deutschen Namen darstellt; d. Jastersdorf, č. Jestřebí von č. jestřáb »Habicht«; d. Klötten, č. Kletné von sl. klet, 1. Vorratskammer, 2. Hürde, 3. Berglehne; d. Zauchtel von č. Suchdol »trockenes Tal«; d. Pohorsch, č. Pohař von sl. *po-gar-bje »Ansiedlung auf einem Hügel«.

Nicht selten sind Fälle, wo neben einem slawischen Dorfe oder auf dem Boden der verlassenen slawischen Siedlung ein deutsches Dorf mit neuem

Namen gegründet wurde: d. Klantendorf aus *Klementendorf, neugegründet neben dem č. Kujava vom Verbum *kovo »hauen, roden«; d. Engelswald auf dem Boden des č. Mošnov (zum Namen Mošna). — Seite 74 f. werden jene Ortsnamen gedeutet, deren deutscher Form das Prioritätsrecht gegenüber der tschechischen zukommt, so Mankendorf zu Manniko, Gerlsdorf zu Gerlach; Botenwald zu Bodo; Hausdorf zu Hugo; Stachenwald zu Stach (Koseform zu Eustachius); Partschendorf zu Bartsch = Bartholomäus; Seitendorf zu Sigibodo = Seyboth, Seibt; Fulnek aus fulen Eck u. s. w. Schließlich folgen Deutungen von acht aus dem Slawischen stammenden Bachnamen und im Anhang (S. 83—86) ein Verzeichnis von Lehnwörtern aus dem Slawischen. — Alles in allem bildet die Arbeit Liewehrs einen sehr förderlichen Beitrag zur Ortsnamenforschung und es wäre zu begrüßen, wenn er auch die Namen anderer Landschaften in dieser musterhaften Weise behandelte.

Edmund Schneewis.

Eugen Rippl: Zum Wortschatz des tschechischen Rotwelsch. Versuch einer lexikographischen Darstellung auf Grund einer Sammlung rotwelscher Ausdrücke und Redewendungen, von den ältesten Belegen angefangen bis in unsere Zeit, mit besonderer Berücksichtigung der Prager Hantýrka. (Veröffentlichungen der Slawistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Universität in Prag, I. Reihe, Heft 2.) Reichenberg 1926. 63 Seiten. Verlag Stiepel.

Das vorliegende Bändchen bietet ein auf Grund aller einschlägigen Quellen mit Sorgfalt zusammengestelltes Wörterbuch des Prager Rotwelsch, das die Sammlung von F. Bredler, Slovník české hantýrky, Eisenbrod 1914, an Umfang um das Doppelte übertrifft. Die wissenschaftliche Bearbeitung des hier gebotenen Materials nach der etymologischen, kulturgeschichtlichen und semasiologischen Seite hin stellt der Verfasser für einen späteren Zeitpunkt in Aussicht. Schon jetzt springt der starke Einfluß des Judendeutschen und des Zigeunerischen in die Augen.

Abgesehen davon, daß die vergleichende Erforschung des Rotwelsch durch Rippls Buch sehr gefördert wird, wird es auch der des Tschechischen kundige Laie mit Interesse lesen und sich an den kräftigen, geistreichen Bildern und Vergleichen freuen.

Edmund Schneewis.

Paul Eisner: Volkslieder der Slawen. Leipzig 1926. XXXII und 560 Seiten.

Der Verfasser bietet in dem vorliegenden umfangreichen Bande eine Anthologie slawischer Volkslieder, welche den europäischen Leser in die volkstümliche Lyrik der Slawen einführen soll. Von den 483 Seiten der Texte sind 90 den Großrussen, 71 den Serben, 42 den Kroaten, 42 den Kleinrussen, 38 den Tschechen eingeräumt, der Rest verteilt sich auf die übrigen slawischen Völker. Eine umfangreiche Einleitung (32 S.) charakterisiert die slawischen Volkslieder treffend nach ihrer musikalischen und dichterischen Seite. Als vorherrschender gemeinsamer Zug erscheint dem Herausgeber »die Gegenständlichkeit, der Realismus, das Unmystische, das völlig Irdische und Diesseitige ihrer innersten Wesenheit.« Bei der Auswahl verfolgte er das Ziel,

»einerseits in einer hinlänglichen Anzahl von Beispielen das Los der russischen Frau vorzuführen, wie das Volkslied es darstellt, anderseits die einzigartige Liedkultur der südslawisch-mohammedanischen Mischsphäre an der Kulturscheide von Abendland und Orient würdig zu repräsentieren«. Auf die Anmerkungen (S. 484—550) zu den einzelnen Liedern hat der Uebersetzer viel Mühe und Sorgfalt verwendet, besonders zum Verständnis der zahlreichen Brauchlieder waren sie notwendig. Was mich befremdet, ist das Fehlen der Quellenangabe für die einzelnen Lieder. Wenn das Buch auch für weitere Kreise bestimmt ist, gibt es doch viele Leser, besonders Hörer der Slawistik, welche die Lieder an der Hand der Uebersetzung auch im Urtext genießen wollen. Durch Behebung dieses Mangels in der nächsten Auflage wird das Werk ohne Zweifel gewinnen.

Die Uebersetzungen selbst sind im allgemeinen sehr gut, wenn man auch im einzelnen Ausstellungen machen kann. In den serbischen Weihnachtsliedern (S. 401 ff) wäre zum Beispiel *Bo žić* nicht mit »Weihnachtstag« zu übersetzen, sondern mit »Christkind« oder unübersetzt zu lassen, denn *Bo žić* erscheint hier als Gottheit, als Personifikation des Weihnachtsfestes. Im Lied »Die Mutter der Jagowitschen« (S. 412) heißt es im Original: *M o j a r u k a . . . g d j e s i r a s l a , g d j e l ' s i u s t r g n u t a !* (Nach Eisner: »Meine Hand... wo bist du gewachsen, wo verdorret!) Aber *ustrgnuta* heißt nicht »verdorren«, sondern »abreißen«. Die Hand war noch nicht verdorrt, sondern das Blut rann aus ihr auf die Flügel der Raben, die sie herbeitrugen: *krvava im krila do ramena* heißt es kurz vorher.

Im großen ganzen ist das Erscheinen dieser Volksliedersammlung sehr zu begrüßen, denn sie entspricht einem Bedürfnis. Mit Rücksicht auf den reichen Inhalt und die solide Ausstattung ist das Buch wirklich preiswert (4.26 GM).

Edmund Schneeweis

Tätigkeitsbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1926.

Wenn schon in den vorausliegenden Jahren 1924 und 1925 mit der Erstarkung der Heimatbewegung und des volkskundlichen Interesses in unserer Bevölkerung, zumal auch in Wien selbst, der unmittelbaren Stätte unserer Wirksamkeit, ein bemerkenswerter Fortschritt in den Verhältnissen und Erfolgen unseres Vereines und Museums sich gezeigt hatte, so läßt sich ein solcher in noch bedeutend erhöhtem Ausmaße zu unserer Genugtuung für das Berichtsjahr 1926 feststellen. Das Museum für Volkskunde und seine wissenschaftliche wie volksbildende Arbeit gewinnen mehr und mehr an Boden in der Bevölkerung selbst, der Lehrerschaft vor allem und den Schulgemeinden, den stets zahlreicher werdenden Schülerbesuchern, die sich fast alle zu jugendlichen Anhängern der Volkskunde auswachsen, den Künstlern, die hier Anregung für ihr Schaffen suchen und finden, und Kunstgewerblern und überhaupt der großen Gemeinde der Heimatfreunde, nicht zu vergessen auch der wissenschaftlich interessierten Kreise auf dem Felde der Volkskunde und ihrer Nachbarwissenschaften im ganzen In- und Auslande. Diese rege und stets

wachsende Teilnahme weiter Kreise unserer Bevölkerung geben uns auch das Recht, von den öffentlichen Stellen, die unser Institut und sein gemeinnütziges Werk zu unterstützen berufen sind, erhöhte Förderung und volles Verständnis für seine unumgänglichen Lebensbedürfnisse zu fordern. Es ist der Vereinsleitung eine angenehme Pflicht, dem aus Vertretern des Bundes, der Stadt Wien, der Handels- und Gewerbekammer im Verein mit den Vereinsfunktionären zusammengesetzten Museumsausschuß für die wohlwollende Behandlung der Museumsangelegenheiten verbindlichst zu danken, wengleich nicht verschwiegen werden kann, daß vollauf berechnete Wünsche und Forderungen der Vereinsleitung von Seite des Bundes wie der Gemeindeverwaltung bisher noch immer nicht erfüllt worden sind. Ein Hauptgravamen bildet in dieser Hinsicht die derzeitige gänzlich unzulängliche Stellung des Museumsdirektors Universitäts-Professor Dr. Arthur Haberlandt, die weder mit der Würde des Vorstandes eines so bedeutenden Bildungsinstitutes vereinbar ist, noch der persönlichen wissenschaftlichen Bedeutung und den hervorragenden Leistungen des Museumsleiters entsprechend erscheint. Einen so offenbaren Mißstand und ein so offensichtliches Unrecht werden die Vereinsleitung und die großen hinter der Volkskunde stehenden Bevölkerungskreise nicht länger hinnehmen und jedes Mittel in Anwendung bringen, um die wiederholt geforderte Remedur dieses Mißstandes endlich durchzusetzen. Die analogen Bemühungen der Vereinsleitung, für die seit drei Jahren am Museum tätige verdienstvolle und hervorragend eingearbeitete Bibliothekskraft Frau Dr. A. Perkmann eine bescheidene Vertragsanstellung durchzusetzen, scheinen, wie wir bestimmt erwarten, endlich Erfolg zu haben. Dagegen war es bisher nicht möglich von Seite des Bundes für die übrigen Vereinsangestellten am Museum für Volkskunde die so sehr wünschenswerte Erhöhung ihrer Bezüge zu erreichen; hier war die Vereinsleitung genötigt, aus eigenen Vereinsmitteln die andauernde Bedürftigkeit in bescheidenem Ausmaß zu mildern.

Ebensowenig als von Seite des Bundes wichtigen Wünschen der Museumsleitung genügt werden konnte, hat die Stadtverwaltung als Eigentümerin des Museumsgebäudes vollberechtigten Vorschlägen der Museumsdirektion bisher Erfüllung geboten. Die wichtigste Forderung derselben betrifft die Ermöglichung einer wenigstens teilweisen Beheizung der Ausstellungsräume unseres Museums, das bisher das einzige Museum Wiens zu sein verurteilt ist, durch sechs Wintermonate seinen zahlreichen Besuchern völlig unterkältete und geradezu gesundheitsschädliche Räume anzubieten, ganz zu geschweigen davon, daß die wissenschaftliche und praktische Auswertung der Sammlungen unter diesen unleidlichen Umständen im Winterhalbjahr fast gänzlich lahmgelegt ist und nur mit Selbstaufopferung der immerhin noch zahlreichen Interessenten ausgeübt werden kann. Alle Bestrebungen der Museumsdirektion, durch eifrige sachliche Propaganda jeder Art den Besuch des Museums der Bevölkerung als Bildungspflicht jedes Volksgenossen und Heimatfreundes erscheinen zu lassen, mußten an diesem seit langem als unerträglich empfundenen Mißstand scheitern. Die Vereinsleitung sieht auch die im Museum aufbewahrten, im wahren Sinne des Wortes unersetzbaren Volksgüter und bodenständigen Volkskunstwerke durch diese ungünstigen Witterungseinflüsse und winterliche Feuchtigkeit von Zerstörung bedroht und fühlt sich der Oeffent-

lichkeit dafür verantwortlich, daß hier ehestens Abhilfe geschaffen werde. Die Vereinsleitung vertritt nach wie vor mit dem größten Nachdruck die dem Herrn Bürgermeister Karl Seitz in persönlicher Vorsprache vorgelegte Bitte, durch die Gewährung einer entsprechenden außerordentlichen Subvention (im Betrage von 10.000 Schilling) die nach sorgfältigen Plänen und Berechnungen der Sachverständigen des städtischen Bauamtes als zweckmäßigst befundene temporäre und lokale Gasheizung im Museum für Volkskunde ehestens durchführen zu können.

Ein weiterer Mißstand, der weder mit der Würde eines wissenschaftlichen Bildungsinstitutes noch mit dem Ansehen eines städtischen Gebäudes vereinbar scheint, ist der gänzlich verwahrloste und schadhafte Zustand der Gebäudefassade, die längst einer gründlichen Renovierung bedarf. Die zahlreichen fremden Besucher aus aller Herren Länder, die unser Museum besichtigen, sind nicht wenig erstaunt, die künstlerisch sehr bemerkenswerte Fassade eines Hauses der Wissenschaft fast im Zustand des Verfalles zu finden. Da Vorstellungen beim städtischen Bauamt bisher nicht den Erfolg hatten, hier Abhilfe zu schaffen, bleibt der Vereinsleitung nur der Appell an die Öffentlichkeit übrig, die übrigens durch die Presse den gerügten Mißstand schon zu wiederholten Malen besprochen und getadelt hat.

Dank reichlicherer für die Sammlungsvermehrung uns zugeflossener Spenden einsichtsvoller Museumsfreunde, wir nennen mit wärmstem Dank die Herren W. O f e n h e i m, Kommerzialrat Oskar T r e b i t s c h, Kommerzialrat Ernst P o l l a c k, Dr. Alfons R o t h s c h i l d, S. W o l f, Stephan M a u t n e r, den Verein der Banken und Bankiers, sowie Frau Gräfin N. B e r c h t o l d, und besonders auch dank der hochsinnigen Unterstützung durch den Verein der Museumsfreunde und seines Präsidenten Dr. F. O p p e n h e i m e r war es der Museumsleitung möglich, im Berichtsjahr ihrer Pflicht der Ergänzung der Sammlungen und damit der Bergung erhaltungswürdiger Volksgüter und Volkskunstwerke wenigstens bei den dringendsten sich darbietenden Gelegenheiten nachzukommen. Es sind solchermaßen eine bedeutende keramische Sammlung aus dem Nachlaß eines hervorragenden Wiener Sammlers, eine volkskundliche Kollektion aus dem Gasteiner Tal, einige Kärntner Volkstrachten, das Ergebnis der Aufsammlung des Herrn Hofrates Dr. P r e t t e n h o f e r in Sardinien, sowie eine Reihe einzelner Objekte ankaufsweise erworben worden; als Geschenk oder durch Tausch gelangte die Sammlung in den Besitz einer Reihe wertvoller balkanischer Stickereien, einer Kollektion volkstümlicher Wachsbossierungen als Geschenk des Herrn Regierungsrates Michael P o w o l n y sowie einer volkskundlichen Sammlung aus Südmähren aus dem Nachlaß unseres verstorbenen Mitgliedes Benjamin K r o b o t h, von dessen Witwe gewidmet. Der gesamte Sammlungszuwachs betrug 263 Nummern.

Auch die Neuerwerbungen der Museumsbibliothek, die unter der umsichtigen und eifrigen Verwaltung der Bibliothekarin Dr. Adelgard Perkmann steht, hielten sich auf einer bemerkenswerten Höhe; der Zuwachs belief sich auf 177 Nummern, darunter 11 neue (von jetzt an fortlaufende) Fachzeitschriften, und zwar 8 deutsche, 1 italienische, 1 jugoslawische, 1 schwedische. Unter den neuen Bibliothekswerken sind 10 große, reich illustrierte Publi-

kationen besonders hervorzuheben. Größere Zuwendungen verdanken wir den Verlegern: Delphin-Verlag, München, J. F. Lehmann in München, K. Schroeder, Bonn und Leipzig, Quelle & Mayer zu Leipzig, Ernst Wasmuth in Berlin, Eugen Diederich, Jena, und dem Oesterreichischen Bundesverlag. Die Vermehrung der Diapositive für Vortragszwecke betrug 45 Stück, an Photographien wuchsen 194, an Ansichtskarten und Abbildungen 17 Stück zu.

Was die wissenschaftliche und Vortragstätigkeit der Museumsfunktionäre betrifft, so darf zunächst auf die grundlegende und umfangreiche Arbeit hingewiesen werden, die von Prof. Michael Haberlandt und Prof. Arthur Haberlandt mit der Bearbeitung der beiden Hauptabschnitte im 3. Bande der Illustrierten Völkerkunde (herausgegeben von G. Buschan) über »Die indogermanischen Völker Europas« (304 Seiten) und »Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung« (353 Seiten) geleistet worden ist, wobei auf die reiche Bebilderung dieser Darstellungen mit zusammen 391 Textabbildungen und 26 Tafeln, die sich hauptsächlich auf das Bildermaterial unseres Museums stützen, besonders hingewiesen sei. Es ertübrigt sich an dieser Stelle auf die einmütige glänzende Aufnahme, die von den Fachkreisen ganz Europas diesen grundlegenden Arbeiten zuteil geworden ist, hinzuweisen. Das Werk hat die seit längerem angebahnten Beziehungen zu der gesamten europäischen Forscherwelt weiter vertieft und vor allem der Erkenntnis von der grundlegenden Wichtigkeit der europäischen Volkskunde an und für sich wie für Ethnologie und Vorgeschichte ein für allemal Bahn gebrochen. Dieser Anschluß und der innere Ausbau der vergleichenden europäischen Volksforschung wird durch Bücherreferate in der »Wiener Zeitschrift für Volkskunde«, die das gesamte Gebiet Europas berücksichtigen, von den wissenschaftlichen Mitarbeitern des Museums mit aller Kraft gefördert, und referierende Mitarbeiterschaft auch an reichsdeutschen und internationalen Fachzeitschriften (Schweden, Tschechoslowakei, Jugoslawien) gepflegt.

Im gleichen Sinne wurden die Sammlungen des Museums für Volkskunde den Herausgebern des großen Werkes »Volkskunst in Europa«, herausgegeben von Dr. H. Bossert (Verlag Ernst Wasmuth, Berlin) zur Auswertung zur Verfügung gestellt. Nicht weniger als 210 Objekte mit Beispielen aus verschiedenen europäischen Volkskunstgebieten sind den Sammlungen unseres Museums (auf zahlreichen Tafeln abgebildet) entnommen worden.

Ferner seien die beiden Beiträge der Genannten im II. Bande des Jahrbuches für historische Volkskunde, der der Erforschung der Volkskunst und ihres Wesens gewidmet ist, hervorgehoben. Prof. M. Haberlandt veröffentlichte in der Zeitschrift »Völkerkunde« eine Abhandlung »über die sozialen Triebe und Organisationen der Frauen bei primitiven Völkern«, Prof. Arthur Haberlandt längere Referate.

An der Universität hielt Prof. Arthur Haberlandt, trotzdem der von der philosophischen Fakultät bereits zweimal für ihn beantragte Lehrauftrag für Volkskunde vom Unterrichtsministerium noch immer nicht erteilt wurde, in beiden Semestern des Jahres 1926 und Wintersemester 1926/27 sehr gut besuchte Vorlesungen über »Einführung in die Volkskunde« und »Das deutsche Volk«; Hofrat Prof. Michael Haberlandt hielt für Universitäts Hörer im Sommersemester volkskundliche Uebungen und Referate ab. In der

Rechnungsabschluß des Vereines

Einnahmen.

für das

	Schilling
Kassasaldo ex 1925	4.308 06
<i>Verein:</i>	
Mitglieder- und Bezugsbeiträge S 1.663 62	
Verkauf von älteren Zeitschriften, Ergänzungs- bänden, Festschriften u. s. w. » 1.161 46	
Subvention des Unterrichts-Ministeriums . . . » 200.—	
Spende der Emergency Society for German and Austrian Art and Science » 702.—	
Refundierungen, Leihgebühren etc. » 56 90	3.783 98
<i>Museum:</i>	
Subvention des Bundes S 8.720 80	
Subvention der Stadt Wien » 2.800.—	
Subvention der Handelskammer » 1.500.—	
Spenden » 2.250.—	
Eintrittsgelder » 1.561 90	
Leihgebühren für Verfilmung » 827 14	
Krankenkassabeiträge des Personals » 620 44	
Pensionsversicherungsbeiträge » 62 76	
Pauschalzahlungen für Kurse und Führungen . » 310.—	
Zinsen » 392 62	
Darlehen der Handelskammer für Motor . . . » 420.—	19.465 66
Summe der Einnahmen . . .	27.557 70

Geprüft und in

Dr. L. Franz.

und Museums für Volkskunde
Jahr 1926.

Ausgaben.

	Schilling
<i>Verein:</i>	
Buchdruckerei für Heft 6 des Bandes XXX und für Jahrgang XXXI nebst Sonderabdrucken	S 2.366·20
Versendung der Zeitschrift und sonstige Porti	» 134·87
Kanzleiauslagen	» 180·13
Redaktionshonorar	» 300·—
Zuschuß für Vorlesungen	» 480·—
Reisen	» 100·—
	3.561·20
<i>Museum:</i>	
Gehalte und Aushilfen	S 9.792·—
Krankenkasse	» 1.051·86
Pensionsversicherung	» 131·88
Kanzlei	» 243·30
Stempel	» 126·70
Porti und Transporte	» 373·57
Fahrten	» 95·08
Sammlungsankäufe	» 2.053·24
Bibliothek	» 418·93
Telephon	» 303·80
Anschaffungen und Installationen	» 1.720·92
Restaurierung der Sammlungen	» 240·87
Beleuchtung	» 260·25
Beheizung	» 464·05
Mietzins	» 1.290·19
Reinigungskosten	» 217·34
Vorträge und Führungen	» 319·—
	19.102·98
Summe der Ausgaben . .	22.664·18
Saldo . . .	4.893·52
	27.557·70

Ordnung befunden:

Dr. R. Heino-Geldern.

Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft sprach derselbe am 27. Oktober v. J. über Volkskunde als Erzieherin der Völker. Für die Frequentantinnen der Fürsorgerinnen-Schule im VIII. Bezirk (Frau Dr. Ilse Arlt) wurde im Frühjahr und Sommer 1926 ein Zyklus von 18 Vorträgen und Museumsführungen veranstaltet, desgleichen im Herbst vorigen Jahres ein Einführungskurs für 94 Lehrkräfte an Volks- und Bürgerschulen mit angeschlossenen Museumsführungen. Bei der Tagung des Verbandes der deutschen Volkskunde-Vereine in Kiel (August 1926) vertrat Prof. Arthur Haberlandt unseren Verein und hielt bei dieser Gelegenheit einen Vortrag »über die deutschen Sprach- und Kulturgrenzen«; er verband damit auch einen Besuch des Hamburger Museums für Völkerkunde und des Museums für hamburgische Geschichte.

An den Vorarbeiten für den großen Wiener Trachtenfestzug am 9. September, der anerkanntermaßen sehr befriedigend verlief, beteiligte sich die Museumsleitung mit Rat und Tat, und sie hat auch seither die erfreulich anwachsende Volkstrachtenbewegung mit fachmännischer Beratung werktätig unterstützt.

An dem erfreulich regen Zusammenwirken mit dem Deutschen Volksgesangsverein unter der tatkräftigen Leitung des Herrn Doktor G. Kotek hielt die Vereins- und Museumsleitung mit besonderem Eifer fest, da es nur sehr zu wünschen ist, daß die rege Zusammenarbeit mit allen volkscundliche Bestrebungen verfolgenden Vereinen sich immer enger und dadurch erfolgreicher gestalte.

Was den Besuch des Museums betrifft, so ist neuerdings ein erfreuliches namhaftes Ansteigen der Besucherziffer auf 6976 zu verzeichnen, gegen 4364 im Jahre 1925. Unentgeltliche Besichtigung des Museum genossen 99 Schulklassen mit der Gesamtzahl von 5876 Schulkindern. Eine erfreulich große Zahl von Fachmännern des In- und Auslandes hat die Museumssammlungen studiert, wobei die Museumsleitung in jeder Weise bemüht war, denselben an die Hand zu gehen; wir nennen die Herren Geheimrat Prof. Dr. J. Bolte, Studienrat Dr. Fritz Böhm aus Berlin, Prof. Dr. Siebs und Dr. Schneller aus Breslau, die Professoren und Museumsvorstände Dr. Thilenius und Dr. Lauffer aus Hamburg, Prof. Hans Naumann und Gemahlin aus Frankfurt a. M., die Professoren Dr. Bächtold-Stäubli und Dr. Sarasin aus Basel, Prof. Schneeweis, Belgrad; Prof. Pierre Defontaine in Lille, Lucian Criq, Direktor Fr. Pospíšil aus Brünn, Direktor Gavazzi aus Agram u. a.

Eine besondere Genugtuung und erfreuliche Förderung bedeutete für das Museum der Besuch von Frau Dr. Eugenie Schwarzwald, die in Begleitung von Prof. Hans Sperber, Köln, die Sammlungen mit großem Interesse besichtigte und verbunden mit einem warmen Appell für das Museum darüber der Öffentlichkeit berichtete.

Druckfehlerberichtigung: In Heft VI des XXXI. Jahrganges dieser Zeitschrift, Seite 122, Zeile 32 lies: Gaderwelsch statt Garderwelsch; Zeile 34: Gaderbache statt Garderbach.

Wiener Kinderglaube.

Ein Beitrag zu »Volksglaube und Volksbrauch in der Großstadt«.

Gesammelt in Ottakring und Hernals (Wien XVI. und XVII.)

von Leopold Höfer, Oberlehrer.

Vorliegende Sammlung will Tatsachen beisteuern zur Seelenkunde der Jugend vom 6. bis etwa 18. Lebensjahre und Beiträge liefern zur Volkskunde der Großstadt. Das muß erwähnt werden, weil sonst Psychologen und Pädagogen Anstoß nehmen an den vielen Spielarten; der Folklorist aber wird schelten über manche vielleicht volkskundlich wertlose Sätze. Wenn nun gar der Gefertigte sich noch für Wortformen begeistert und nach ihren sachlichen Grundlagen sucht, so erscheint manchem Leser des Ueberflüssigen wohl allzuviel; der Sammler freilich findet die Dreiheit so innig verknüpft, daß ihm all die Funde viel zu wenig sind, die Zusammenhänge aufzuzeigen.

In fünfundzwanzig Jahren hat der Verfasser an öffentlichen und privaten Volksschulen niedergeschrieben, was ihm von Kinderreden eigenartig und bezeichnend erschien. Von etwa 1500 Knaben aus Ottakring und 500 Schülern und Schülerinnen an Privatschulen haben einige zufällig und gelegentlich von allerlei Wännen und Glauben gesprochen, davon wurden etwa 500 Schulanfänger etwas eingehender befragt; die große Erneuerung uralter Zustände und Anschauungen durch den Krieg bot reiche Ausbeute für mehr systematisches Sammeln: In Hernals wurden an Volksschulen etwa 800 Knaben und 300 Mädchen, an Bürgerschulen 900 Knaben und 500 Mädchen zum Sprechen veranlaßt, außerdem 300 Fortbildungsschüler (meist Jünglinge), etwa 300 Gymnasiasten und 30 Gymnasiastinnen in 12 Klassen; Gesamtzahl der intensiver Befragten etwa dreitausend. Sie wurden möglichst indirekt zum Sprechen gebracht, da die Suggestion nirgends mehr fälscht, als bei den Kindern. Wie sehr sie das Bild ändert, dafür nur einen Beleg: In einer 3. Volksschulklasse für Mädchen kommen lauter vernünftige Sätze heraus: »Man soll die Strümpfe nicht verkehrt anziehen?« »Sonst zerreißen sie.« »Ein Kinderwagerl borgt man nicht her?« Weils nicht besser wird«, und was die »Schlimmen« sich endlich entlocken lassen, erklären die »Braven« für dummes Zeug. Die Lehrerin hatte nämlich geglaubt, es handle sich um Aufklärungsarbeit — ihre Vorarbeit schuf die Widerstände; zur Sühne lieferte sie nachträglich eine prächtige Nachlese. Sonst wurden nur in zwei Klassen einer Bürgerschule für Mädchen einzelne Sätze als dumm erklärt, meist von solchen, die andere Sätze als »wirklich wahr« bezeugten.

Unter »Kinderglaube« verstehe ich zwei, strenggenommen drei verschiedene Gruppen: 1. Was die Kinder vom Aberglauben der Erwachsenen wissen und — glauben (meist ebenso wie diese,

nicht eben bombenfest, aber »man kann halt doch nicht wissen«); dies bildet den Hauptinhalt der Sammlung. 2. Der Kleinkinderglauben, erfragt von den Schulanfängern, die Ammenmärchen mit ihren Schreckgestalten und Darstellungen ad usum Delphini, die von den Erwachsenen belächelt werden. Dieses Belächeln wird freilich zuweilen schwer bedroht wie ein Glaubensfrevler; mein schönstes Beispiel ist das von der Mutter, die ihren Vetter bittet, als Krampus den schlimmen Buben zu holen — es holt ihn aber der wahrhaft Leibhaftige. Hieher gehören etwa: Allerseelenweibchen, Krampus, Momo, Nikolaus, Rauwuzl, Storch. 3. Die Vorstellungen, welche die Kinder mit Wörtern verbinden, wie Christkindl, Himmel, Hölle, Teufel, Mond, die Wörter Dodamonn, Hex, Menschenfresser und Aehnliches aus ihren Spielen, das Zaubern beim »Geigeln«, Kugelscheiben, Meisterln und Uhrgebet, die Formeln ihrer Schwüre und dergleichen, von dem man zuweilen rein kindertümlichen Ursprung annehmen muß.

Für die Pädagogik enthüllt die Sammlung Seiten der seelischen Entwicklung, die nur sehr selten Beachtung finden; niemand ahnt oft die furchtbare Seelennot, wenn wohlthätig verhüllende Schleier fallen und eine furchtbare Fratze den jungen Menschen angrinst (man sehe etwa »Schreien« unter Kind oder »Tod« im Index). Es mag so ähnlich sich neuer Sinn erschließen wie bei dem Schulanfänger, der sich über den Katechismus wunderte, warum so häßliche Fluchwörter drinnen stünden: »Hier steht ‚Sakrament‘, am Ende steht gar ‚Kruzifix‘ auch noch drin!« — Freilich, die unerhörten Aengste im Dunkel haben auch Kinder ohne eine Spur von Aberglauben, und ich kenne Berichte, daß Abhärtungsversuche die Angst nicht vertreiben konnten (Hineinschicken ins finstere Zimmer...) und daß radikale Freidenker ihren Kindern von Schutzengerln sprachen. — Das furchtbare Rätsel des Kinderelbstmordes findet eine Lösungsmöglichkeit in dem Volksglauben, daß Hängen eine Wollust sei, und aus manchem unserer Sätze kann lebenszerstörendtolle Angst vor unentrinnbarem Verhängnis aufsteigen. Das massenwichtigere Ergebnis für den Erzieher ist aber, daß er weiß, was Kinder zu glauben vermögen; wie zum Beispiel die Phrase ihr Denken im Bann hält; dafür nur einen Beleg: In einer 3. Volksschulklasse für Knaben erzählt Einer als Feiertagserlebnis, sein Großvater und er hätten einen Hasen gefangen, indem sie ihm Salz auf den Schwanz streuten. Da in der Klasse kein Widerspruch sich regte, führte der Lehrer den Jungen in die 6. Volksschulklasse, wo die Mehrzahl das als nichtige Selbstverständlichkeit hinnahmen; nur zwei Jungen verneinten schließlich die Möglichkeit. Jugendrichter wissen längst, daß kindliche Zeugenaussagen meist weniger über die Sache als über den Zeugen aussagen.

Unwiderstehlich zieht das dunkle Reich des Grauens die Kinder an; Gruselgeschichten lassen sie sich immer wieder erzählen und die Mehrzahl verkriecht sich zwar vor dem Krampus

und zittert vor ihm, neckt ihn aber doch; dabei hindert die Entlarvung eines falschen Wauwaus nicht den Glauben an »echte« Krampusse. So klappern den Mädchen die Zähne vor dem Aller-seelenweibchen, aber sie lassen sich doch mit Wonne damit schrecken. — Aus altem Volksgut wissen die Buben mehr von Berufsaberglauben, die Mädchen Reicherer von Liebe und Ehe. Die Angst scheint bei den Mädchen um das zehnte Jahr am größten zu sein; die Buben verschweigen derlei gern aus Scham. Familienbrauch und persönliche Anlage spielen hier schwer erfaßbare Rollen; wer die richtigen Gelehrten bei der Hand hat, dem werden alle Zweifel erstickt. So hat ein Mädchen vergebens im Frühling die ersten hundert Herrenstrohhüte gezählt, um die verheißene goldene Uhr zu finden; sie wagt nicht die Befreiung, denn man sagt ihr: Die Menge muß unbewußt, nicht durch Zählen, getroffen werden. Einige beschwerten sich, daß sie den ausgefallenen Zahn nach rückwärts warfen und keinen neuen bekamen; die Verteidiger melden: »Er gehört hinter den Herd«, »Du hast den Spruch vergessen«, »man kriegt keine Zahnschmerzen«.

Von den Jungen kann man im allgemeinen sagen, daß sie, wenn nicht früher, sicher in der Zeit der Pubertät von dem »Altweiberzeug« nichts wissen wollen und es keiner Erwähnung, viel weniger einer Widerlegung mehr würdigen. Während zum Beispiel in den Unterklassen des Realgymnasiums bei glühenden Wangen und funkelnden Augen geradezu Chorantworten erfolgten (fröhlich wird die Stimmung in den meisten Klassen), so lieferte zum Beispiel die Sechste (Realg.) nichts. Bei Lehrlingen und Hilfsarbeitern im gleichen Alter ist's ebenso; erst nach längerem Zureden wollen sie sich an solche Kindereien erinnern; das Interesse nimmt aber später wieder zu. Im Mädchengymnasium scheint man froh, dem »verachteten«, insgeheim aber gefürchteten Glauben das okkultistische Wissenschaftsmäntelchen umhängen zu können. Spiritismus scheint geradezu ein Großstadtgebilde, das alten Volksglauben gegen wissenschaftliche Angriffe inkrustiert; er ist in allen Klassen bekannt und scheint vieltausendfach versucht zu werden. — Die Bekanntschaft mit einigen seiner Mittel, dann einige Sätze über Spiegel und Rauchfangkehrer kann man geradezu dem Texte der Intelligenzprüfungen anreihen, wenn auch kritische Mädchen neidisch von einer Vielwiserin sagten: »Wenn sie alles so gut wüßte!«

Ueber die Hauptarten kindlicher Einstellung zu unseren Fragen belehren am besten Stellen aus den Aufsätzen der 1. b Realgymnasium: 1. »Unter den großen Leuten ist der Aberglaube sehr verbreitet. Ich glaube fest, daß er Einbildung ist... Aber wenn auch noch so viele Menschen daran glauben, ich glaube es doch nicht.« »Aberglauben ist ein Glauben, welcher wahr sein kann und auch nicht. Alte Leute glauben es fest, was man erzählt, ich aber nicht. (... Aufzählung.) Alles nicht wahr!« 3. »Da wir zu Hause den Aberglauben nicht gebrauchen (nun folgt eine

Erzählung, wie ein Beamter einer durchlöcherten Fundmünze sein Vorwärtskommen zuschrieb). Seine Frau aber hatte sie weggeworfen; es war der Tod des Vorgesetzten und der Fleiß, die ihn emporbrachten. 4. »Im Volke wurzelt ein Etwas, das sich Aberglaube nennt und nicht auszurotten ist.« (Trotz Warnung einer alten Frau steigt er am Lostag aufs Kanalgitter und kriegt daheim Prügel; er steigt über ein Kind, das durch Ungeschick des Kindsmädels unglücklich wird.) »Die alte Frau starb, sonst hätte sie mich auch abergläubisch gemacht.« 5. An neun Tagen neun Sterne zählen, brachte Reisegeld und der Tante einen lieben Mann, also zweimal die verheißene Wunscherfüllung; »es ist zwar Zufall, aber merkwürdig ist es doch«.

Ein durchgreifender Unterschied des Verhaltens beider Geschlechter macht sich hier bemerkbar: Die Mädchen überliefern treu, die Buben dichten vielfach und beginnen mit kühnem Wagemut Experimente, auch wo schwere Folgen angedroht sind. Es wird vom verkehrt liegenden Messer Arges erzählt, sofort erklärt ein Kühner: »Das muß ich gleich probieren.« Genau so in einer anderen Klasse ein Faustulus, der von Geistererscheinungen hört. Auf unserem Schultisch lag die schwarze Hühnerfeder, die ein Heros dem Krampus ausgerupft hat, und die Spiele vom Menschenfresser, den Hexen und dem schwarzen Mann scheinen solche Abhärtungsversuche zu sein. Der Glaube, daß Grillen oder Heuschrecken die Warzen wegzwicken, stammt geradezu von kleinen Naturforschern her, die erproben, ob Heuschrecken stärker zwicken als Flöhe, und daß beim Hirschkäfer das Männchen schier nichts, das Weibchen aber durch und durch zu zwicken vermag. — Sie fragen mich, was denn die Häringseele eigentlich sei, sagen statt »Meiner Seel und Gott« »Schweiners, Gselchts und Rindfleisch« oder schreiben gar mit Tintenstift Nummern auf die Steine im Agnesbründl. Das Schema für die überwiegende Mehrheit würde also heißen: Nachdem sich die Furcht vor allerlei Kinderschreck größtenteils in Heiterkeit aufgelöst hat, horchen die Kinder lächelnd auf den Aberglauben der Erwachsenen, tändeln und spielen damit und machen die furchtbarsten Wesen zu Spielgenossen, hören viel mit lächelndem Zweifel, und die Kühnsten (meist Knaben) fordern das Schicksal heraus. (Was bei »Sarg und Friedhof« als Frevel steht, ist meist Burschenübermut.) Eine Zeitlang ist den Jünglingen das Ganze nichtig; wenn aber eindrucksame Erlebnisse einzelne Sätze schwer betonen, kehrt der Glaube wieder. Toternste Dinge besonders, bezeugt von so viel Autoritäten, die es miterlebten: Hier mag sich der Erzieher in acht nehmen, der glaubt, mit einigen aufklärenden Floskeln den Aberglauben zu zerstören; er wird bloß die eigene Autorität vernichten. Besonders Logik allein hilft wenig, denn die Sätze ruhen vielleicht auf falschen Voraussetzungen und eifertiger Verallgemeinerung, aber sie enthalten viel Logik und Folgerichtigkeit. Die Ammenweisheit ist zudem durchaus nicht ohne Nutzen: Sie ist eine Art Schutzpocken-

impfung, und solange die Kinder vor Menschenfressern und »Kinderverzahrern« sich fürchten, sind sie vor manchem Verbrechen geschützt. Uebrigens scheint mir die Erziehungswissenschaft lang auf dem richtigen Wege zu sein: Märchen, Fabel, Sage lassen das furchtbare Vätererbe (Müttererbes?) in Dichtkunst ausklingen, die hier ihre Unentbehrlichkeit für die Erziehung erweist, was übrigens schier alle Völker wußten.

Der Zweck meiner Arbeit ist vor allem die Feststellung der Tatsachen auf diesem wichtigen Gebiet der Seelenkunde; wer nach guter Heilbehandlung sucht, muß erst die Krankheit genau kennen. Es ist nach meiner pädagogischen Anschauung der Jugend gesund, in Ergriffenheit durch die seelischen Nöte der Vorfahren hindurchzugehen, den Lehrer als Virgilius an der Seite, wenns durch die Hölle empor geht. Eine naturgeschichtliche Betrachtung hat sich mir öfters hilfreich erwiesen; die Kinder stellen selber fest, wie oft Träume und Vorzeichen lügen und daß Geister, die nur durch Scheppern, Hinunterwerfen und Holzgekrach sich mitteilen können, weder im Guten noch im Schlimmen etwas bewirken können; dagegen ist es reizvoll, nachzudenken, wie so ein Satz entstanden sein kann.

Mein Vorgang war sehr einfach: Die Kinder wurden zum Sprechen gebracht (oft konnten Fragen ganz vermieden werden) und gebeten, ja nur Gehörtes vorzubringen und zu sagen, wo sie es hörten oder wo die Gewährsperson aufwuchs, das heißt eine Schnellzugsstation in der Nähe; wer das Ortsverzeichnis durchsieht, kann sich aus allen Himmelsrichtungen die mystischen Zuflüsse vorstellen, die sich in den großstädtischen Hexenkessel ergießen. Hier wie bei den Berichten der Gastkinder hoffte ich auch gelegentlich etwa dem Folkloristen in Dänemark, Schweden, Holland und der Schweiz etwas Interessantes zu bieten oder doch ein Zeichen dankbaren Gedenkens an die Gastfreunde.

Ein Sondergebiet der Großstadt scheint neben den Versuchen wissenschaftlicher Behandlung auch die Einbringung des alten Weines in neue Schläuche zu sein; man sehe bei Auto, Eisenbahn, Fußball, Kurzschuß, Rettungswagen (Zeppelin) und Zugszusammenstoß die Einbeziehung moderner Erfindungen in die alte seelische Technik.

Manches volkskundlich Unverwertbare scheint ein Keimen aus altem Humus anzuzeigen, das aber nicht zu Dauer und Geltung kommt. Buch und Zeitung, Kino und Theater wurden oft durch kritische Hörer als Quellen aufgedeckt, sind es aber wohl öfters, als ich herausbringen konnte. Ein »Jettatore« war sofort stigmatisiert, das Prophezeien aus dem Kaffeesatz bedurfte der Anzeige als Kinohumor; der »Müller und sein Kind« war schon den Großvätern vertraut, die »Rauhnacht« scheint ein modernes Stück zu sein. Gepeitschte Donaunixen und Sirenen, Muttergottesgläschen, Tränenmuhmen und Pelzweibeln wurden als Buchgeschöpfe demaskiert und ausgewiesen; zur Entlarvung

Eingeschlichener wird die Mithilfe der Leser erbeten.¹⁾ Bei einigen Sätzen, die mir erst verdächtig schienen, habe ich als Stütze die unten angegebenen Werke zitiert.

In steigendem Grade gesichert scheinen Stellen mit v, a und A. Es wurden für jede Klasse höchstens zwei Zeugen gestrichelt, so daß v den Fund in zwei Klassen mit mindestens 3 Aussagen, a in drei Klassen mit 5, A in 4 oder mehr mit 7 oder weiteren Gewährsleuten bedeutet. Damit nimmt die Wahrscheinlichkeit von Buch- oder Kinoquellen sehr ab und verschwindet die schlimmste Fehlerquelle: die Sucht der Kinder, sich zu zeigen oder auch dem Frager gefällig zu sein, wobei sie kombinieren und variieren und steigern und dichten, letzteres freilich meist mit volkskundlichem Material. Der schöne Satz: »Tritt der Mörder zum Toten, so fangen die Wunden wieder zu bluten an« ist ebenso aus dem Nibelungenlied gezogen, wie »Wenn man einen Geistlichen ins Wasser wirft und er kommt davon, bedeutet es Unglück«. An der Form einer Todesanmeldung: »Wenn die Uhr um elf stehen bleibt« ist Liliencron schuld, und Kopisch hat's zu verantworten, daß die Stadt zerstört wird, wenn die Störche sie verlassen; aus der Grimmschen Märchenfassung vom Wolf und den sieben Geißlein scheint es zu sein, daß man von der Kreide eine gute Stimme bekommt. Die Steigerung: »Drei Heuwagen, drei Schimmel und drei Rappen sehn und dabei den Knopf halten, bringt großes Glück« ist vielleicht Volksgut, aber: »Wenn man eine Nonne oder einen Geistlichen sieht, muß man die Augen verbinden, sonst kommt man in die Hölle« ist trotz der Hausbesorgerin, die als Gewährsperson genannt wurde, ebenso Dichtung, wie folgende Aussprüche: 1. »In der Ottakringerstraße war eine Schlange, zweimal so lang als das Schulzimmer. Fünf Wachmänner haben sie mit ihren Säbeln zerhackt. Als die Sonne unterging, haben die Stückeln gezuckt«. (Der »Augenzeuge« sitzt in der 4. Volksschulklasse; den Nachweis des echten Materials siehe bei »Wurm«). 2. »Bei uns, wenn es 5 Uhr früh ist, so kommen aus jedem Eck 5 Töne hervor, und wenn es 6 Uhr abends ist, so kommen 6 Gestalten hervor«. 3. »Ich bin heut selbst ein Krampus: Ich fang mir eine schwarze Geiß, da setz ich die Hörndln auf und häng das Fell um«. — Ein Aufsatz zu unserem Thema beginnt bei der Schlange im Paradiese und mengt eine chinesische Geschichte ein, wo er statt des Drachen ein Feuerroß schildert, das Stecknadeln frißt. Pfeile werden stumpf, Ketten schmelzen, das Tier läuft durchs Feuer und die Welt fängt zu brennen an, »bis nirgends mehr Menschen waren, nur Schlangen. Auch der Gott Wodan wurde getötet. Später war es wieder ein schönes Wetter und es war wieder die Ruhe von früher da«. — Schließlich zwei Träume meiner Tochter Poldi, die aus Wiener Kinderspitälern viel Gutes beigesteuert hat: 1. Wenn man sich

¹⁾ Mitteilungen erbittet und Auskünfte gibt L. Höfer, XVI. Hasnerstraße 105.

die Hände »g'frört, schlägt am die Mastarin no«. 2. »Wer im Frühjahr in die Grasspitzen beißt, beißt im Herbst in die Erde«. — Der pädagogisch interessanteste Fall aber war der eines Schülers der eigenen Schule, der eine Zeitlang mit größter Freude täglich eine der folgenden Meldungen in die Kanzlei brachte: 1. (Aus den steirischen Alpen): Wenn eine Kuh verendet, soll man sie gleich begraben; der Teufel ist drinnen und kann andere Kühe ver-seuchen. 2. Wird der Wäscherin trotz allen Rumpelns die Wäsche nicht blühweiß, sitzt der Teufel in der Rumpel und schmiert ihr mit Dr . . . ein. 3. Rutscht ihr die Seife aus der Hand und sie packts noch zweimal umsonst, so macht der Teufel, daß sie nicht ordentlich waschen kann. 4. Gibt der Handwerksbursch nicht sofort in der Herberge das Felleisen unter die Bank, so kommt nachts der Teufel und haut ihm auf den Kopf. 5. (Aus Rückersdorf bei Korneuburg): Wenn der Hirt am 21. Juni die Schafe um drei Stunden zu früh heimtreibt, werden sich drei Junge verlaufen und der Herr wird ihn hinauswerfen. 6. (Ungarische Tiefebene): Treiben die Hirten am Freitag anderthalb Stunden zu früh ein, werden 13 Mutterschafe, jedes mit einem Jungen, aussterben. 7. Wenn man von einem Fest nachts heimgeht und sieht beim Kilometerstein einen Besoffenen, das ist ein Geist, der keine Ruhe findet. 8. (Vom Dreimarksteinwirt): Wenn ein Wirt am Palmsonntag Bier und Wein trinkt, hat er Pech von elf bis zwölf. 9. Wenn ein Säufer am Gründonnerstag fünf Liter Wein trinkt, stirbt er in einem Jahr. 10. Wenn eine Frau am Karfreitag dreizehn Semmeln kauft und sie genügen ihr nicht, steckt in der vierzehnten der Teufel. — Nun war ich des Niederschreibens müde und hielt dem Fabulierer eine kleine Predigt, doch er war sich keiner Schuld bewußt, das heißt er leugnete etwas matt die Erfindung, der ja in einigen Sätzen wirklich Gehörtes zugrunde liegt.

Einige Gebiete der Volkskunde sind von Kindern nur mangelhaft zu erforschen, so etwa Genaueres über Astronomie, Bedeutung der Edelsteine und dergleichen, vor allem natürlich das sexuelle Gebiet, das nur durch Zufall in aller Unschuld aufscheinen darf, sollen die Kinder nicht Schaden nehmen. Komisch ist hier das kleine Kinderbuch, wo es von der Katze ohne Schweiferl heißt: »Schieb mer's wieder eine.«¹⁾ Eindeutige Lieder, wie vom Rauchfangkehrer, Pfanneflicker oder vom Wetzstein singen die Kinder völlig harmlos, was besonders begreiflich ist beim Lied: »Mein Schatz ist ein Schöner, Er schönert gar viel«, das man nur mit Hilfe des Holländischen verstehen kann, wo »schoenlapper« der Schuster und »schoenen maken« schustern heißt; ganz sachlich erzählte ein Junge von den buntfärbigen Wanzen: »Die Schusterkäfer, die was immer hängen«.

Die Harmlosigkeit erkennt man an dem Fehlen des wissenden Gekichers, zum Beispiel bei dem Satz meiner Sammlung: »Wenn

¹⁾ Konegen, Kinderbücher 74, Hugo Hofmanns Schulgeschichten.

der Mann der Frau nachgibt, kriegt das Kind einen Kopf; unser Hausmeister sagt immer: »Daß 's Kind an Kopf kriegt«. Wenn die sexuelle Aufklärung Schulgegenstand wird, dürfte das faunische Gemecker sich einfinden. — Ganz im Vertrauen klagte mir ein Bruder über schweinische Freundinnen der Schwestern: »Wer beim Bergl einen längeren Bach macht mit seiner Wischlerei (Urin), die kriegt längere Haare«.

Alle Massenhaftigkeit der Gefragten und alles Fundglück kann gewisse Rätsel nicht lösen: Wieso weiß nur eine Klasse so schöne Sachen von Schere und Totenkopf, die wissenschaftliche Stützen haben, also nicht frei erfunden sind, oder warum ist »In Teufel sein Roß« in Ottakring bekannt, in Oberösterreich und in Dornbach (Wien XVII), aber in Hernals (Wien XVII) nicht einem der tausend und etlichen Kinder, die gefragt wurden? Warum steigt es nur wie eine Fata morgana auf, das Lebzeltensfleischlein, das alte Kultgebäck, in seiner Beziehung zum heiligen Sebastian? (Ich nenne natürlich den heiligen Nikolaus nicht, für den ichs so gut brauchen könnte.) — Um 1900 hörte ich von einem Ottakringer Waldvogel, der ruft: »Zins zahl!« (in Niederösterreich nach dem Vogelnamenbuche meines Vaters »Zahl Zins« 74, *Sylvia rufa* Briss.); in Hernals singt 1925 einer: »Ziag å«, das heißt »man soll nicht in den Wald gehen!« Ist das wohl derselbe Vogel?

Vorstehendes Beispiel zeigt die Naturnähe der Bezirke XVI und XVII. Solange in Ottakring kleine Feldmausjäger nachahmen können, wie die Jungen im Mausnest dreingucken, solange von Heuwagenhöhe auf Heuböden in der Ottakringerstraße hinabgeworfen wird, solange — mag auch die Lilienfeldergasse eine holde Täuschung sein — das Rosental zu Recht besteht, das Fuchsloch und der Tödtenhengst, und — mag der Scherz mit den Alsterbachforellen veralten — im »Park« Eidechsen gefangen, in und um den Brauhausgarten Marder gejagt und aus Vorgärten der Hernalser Hauptstraße Ringelnattern gefangen werden, mögen gleich die Hausschlangen sich vergeistigen; solange schließlich — mögen auch unsere Schüler unter neun Jahren vermuten, der jubelnd begrüßte Bach komme von der Wasserleitung oder aus dem Kanal — Kinder berichten können, sie hätten auf Gemeindegebiet ein »Rauschwasser« aus dem Boden kommen gehört und gesehen: solange fließen aus Urtiefen die alten Quellen und es gibt bodenständige Heimatkunde in der von Automobil und Fabrik durchstunkenen Weltstadt — solange — und noch einige Menschenalter darüber hinaus! — Sollten aber jemandem die Berichte des Urgroßneffen der Hexe und des Trudenbezwingerenkels für das 20. Jahrhundert seltsam erscheinen, so lese er in der Ottakringer Heimatkunde, Seite 99, die Eingabe des Pfarrers von 1659 und das Konsistorium über den bösen Schulmeister, der da kann »wetter machen und diabolice vertreiben«; was sind aber 200 oder 300 Jahre für die Volkskunde?

Allzulänglich ist die Einbegleitung schon gediehen, darum seien nur ganz wenige sprachliche Ergebnisse angedeutet: 1. Wer den Ringfinger höher hält, kriegt den andern Eheheil unter, er hat die Oberhand. 2. Wie schön die Kinder »Mythologie« (μυθολογοῦσαν) übersetzen: »Sie sagen«, »sagen die Leute«. 3. »Wetterwendisch«: Wenn so eine kleine Wetterhexe die Strümpfe verkehrt anzieht, wird schönes Wetter, und wenn ein Blitzfeuer unlöslich scheint, geht die Aelteste des Dorfes ins Wirtshaus und dreht drei Tische um. 4. Der Knabe weiß nicht, warum er fürs Nasenjucken »krimmern« sagt; er kriegt heraus, daß seine Tante aus Breslau kam, aber von Schlesien will er nichts wissen, das ich ihm als Heimat des Wortes nannte.

Genug an dem! Fort mit der lockenden Frage, ob derbe Witze stets das Ende oder manchmal auch der Anfang märchenhafter oder mythologischer Vorstellungen seien, die Sammlung mag für sich selber sprechen. Wie der Leser auch an sie herantreten mag, ob er nun findet, wie ich, daß jedem Satze seelisch und sachlich ein Wirkliches zugrunde liegt oder ob er sich über solche Erfindungen aufregt. Eines, hoffe ich, wird eintreten: die Wiener Eigenart wird sich ihm voller und reicher erschließen. Mögen einzelne Sätze derb, ja roh erscheinen, es ist nicht so schlimm gemeint; andere sind wieder so bestrickend liebenswürdig und von solch hoher dichterischer Schönheit, daß sie ihn ebenso erquicken werden wie den Sammler.

Literatur.

Eine schöne Uebersicht enthält das wichtige Sammelwerk: »Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart« von Dr. A. Wuttke (3. Aufl., Berlin 1900). Durch die Zeitschriften für Volkskunde (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, VIII. Laudongasse, Museum) erhält man Auskünfte über Sondergebiete, zum Beispiel Dr. M. Höflers Forschungen über »Gebildbrote« oder über »Wald- und Baumkult« (München 1892) oder über landschaftliche Sammlungen, wie A. John: »Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen«, Prag 1905. Ueber kindliche Seelenentwicklung enthält eine Bibliographie und viel Anregendes: »Untersuchungen über die Kindheit« von Dr. J. Sully. Leipzig, Wunderlich, 1897.

A

Abend, heiliger. Borgen. Wer was herleiht, gibt das Glück aus dem Haus (v). — Brechen (am Baum, auch sonst) bedeutet Tod (v). — Brennen Zweige am Christbaum, ists Tod. — Essen (siehe unter Fisch und Kröte). Zwieblauch und Grünzeug bringt Glück (Fischbeuschelsuppe, Zutaten; grüne Petersilie auf den Backfisch). — Fasten vom Morgengrauen bis zum Erscheinen des ersten Sternes; wers macht, bekommt von einem heiligen Apostel die Ablässe erteilt (Budweis). — Fisch. Wenn beim Zerschneiden der Schwanz zappelt, ist er nahrhaft. — Füße dürfen im Bett nicht gegen die Tür stehen, sonst tragen einem die Geister weg. — Glitzerndes, das man sieht, ist von einem schlechten Geist, der will uns ins Unglück stürzen. — Nüsse. Wer eine schlechte aufmacht, wird einmal, bei zweien zweimal krank; sind drei schlecht, stirbt man ihm kommenden Jahr (v). — Ungerade Zahl bei Tische, da stirbt wer. — Vieh. Jedes Haustier kriegt von den Leckerbissen drei Stück, daß es nicht krank wird, drei kommen in den Brunnen, daß er gutes Wasser gibt (Budweis).

Abendrot. (Vergl. Morgenrot; Rundum.) Wer beim Abendrot dreimal um einen Baum oder eine Laterne läuft (und ruft: »Abendrot«), der stirbt. — **Abendröte** ist ein Zeichen, daß viele gestorben sind (Vergl. Himmel.)

Abends auskehren (»nach Sonnenuntergang«) heißt das Glück hinauswerfen. **A:** wers tut, dem kommt nachts die Hexe auf dem Besenstiel geritten. — **Pfeifen** ruft alle bösen Geister (ähnlich **v**); da macht der Teufel die Begleitung. Aus dem Spiegel schaut der Teufel. In Puchers kommt der Wassermann, wenn man abends badet.

Abführen wird geheilt durch Einbrennsuppe mit viel Kümmel (**v**), Rotwein (**v**), Griefskoch (**v**) und Schokolade (**a**): man soll es aber nicht gleich stillen, die Natur hilft sich damit.

Ablesen können Manche die Gedanken aus unseren Augen.

Abmessen darf man ein Kind nicht, sonst bleibt es klein (**v**).

Abort. Sein Stinken meldet Regen (**v**).

Absatz eines Schuhes nach oben gerichtet bedeutet Unglück (besonders auf dem Tisch).

Abschwören. Im Mädchengymnasium war es in den Unterklassen üblich, mit zwei Schwurfingern zu beteuern: »Ich schwöre Dir!« — aber hinterm Rücken besorgten die gleichen Finger der Linken das Abschwören.

Abstammung der Menschen, vergl. Krebs, Esel, Storch; in dem Lied aus der »Krieau«: vom Hollerbam! — »In einen Abstämmling fährt die Seele des Verstorbenen«.

Abstechen. Davor haben viele Kinder große Angst. Eine Lesebuchgeschichte von Langbein bereitete dem Schreiber dieser Zeilen mit acht Jahren unsagbares Grauen; meine Tochter wiederholte mit etwa vier Jahren öfters zitternd: »Die Mutter läßt uns ned abstechen« (sie duldet nicht . . .).

Abtragen darf man die Speisen nicht durch den Besuch lassen, sonst trägt er den Segen hinaus.

Abwaschwasser darf nicht kochend werden, sonst heiratet man nicht.

Abwehr des Verhexens. In Deutschböhmen geben sie drei Kreuzl aus Hollerzweigen vor die Stalltür.

Abwesende kann man peitschen, wenn man ein Suppenteller mit der Rute schlägt; der Feind kommt blutüberströmt gelaufen und bittet um Gnade (Böhm.-bayr. Grenze).

Abzehren zum Skelett ist eine Folge des Verschleiens.

Acht Stück Zucker für den Storch aufs Fensterbrett, dann bringt er einen Buben.

Acker hat Einer gestohlen und muß als Geist einen Sack Erde tragen. Vater geht in Tirol mit einem Betrunkenen, der sagt auf die Frage: »Wohin, w., w.?» »Schmeiß' hin, wo du's g'nommen hast.« Der Geist rief: »Dank schön, du hast mich erlöst!« (Siehe Furchendieb.)

Adamsapfel, da sieht man noch, wie dem Adam der Apfel stecken geblieben ist. (Die Schale der so genannten Frucht ist im »Zitronat«.)

Advokat, der einen Akt verlegt, verliert im nächsten Monat drei Klienten. »Wenn er ein Vaterunser bet', hat er schon a Sünd; er bet' nicht um Vergeben der Sünden, er bet' um Zank und Streit!«

Affen aus Speckstein als Amulette; auf Salzfassern; geschnitzte gegen das Ausbrechen von Feuer; in der Nähschachtel gegen Einbrecher. — Wenn die Mutter Affen anschaut, kriegt das Kind ein Muttermal.

After (seltenes Wort, dafür meist das »Wort mit fünf Buchstaben«). Wenn er juckt, kriegt die Schwiegermutter Zähne.

Agnesbrünnl in Sievering, Wien XIX. Agnes, nach Birlinger in Schwaben ein Hexenname, in Salzburg (Oe.-U. Monarchie . . . S. 459) eine verwunschene Sendin. Nach F. Schell, Nikolaus, Brünn 1883, I. 57, erscheint

sie mit Barbara und Lucia als Begleiterin des hl. Nikolaus. Dies ist bedeutsam, weil beim Bründl Früchte, besonders Nüsse, zum »Gmischten« (Most und »Sturm«, d. h. gärender Most) gegessen werden. Zum Fuß des Hermannskogels kommen besonders die Wäscher am blauen Montag, zuerst zur Kapelle, dann zum Bründl. Wenn die Lichtarbeit beginnt, am Lichtbradmontag (nach Michaeli, 29. September) kommen die Leute, Männer und Frauen getrennt, in Masken; da gehen Karl und Agnes um Mitternacht durch den Wald, (Zusatz durch den Vater eines Schülers: »Mancher wurde Papa, weil sie bei der Agnes war.« — Aus Groß-Rußbach stammt das Lied: 1, 2, 3, die Agnes schwimmt in Tei(ch), 4, 5, 6, die Agnes is a Hex, 7, 8, 9, die Agnes is a Schwein.

Ahnung und Vorbedeutung (vergl. Anmeldung). Beim Grabsteinmodellieren ritzt ein Schüler seinen Namen ein und stirbt einige Monate später. — Ein Bürgermeister bei Mailberg rief im Traum nach der Feuerweh; tags darauf brennt's. — In Gmünd schreit die Sau und trift nicht; nachts wird sie getötet und gestohlen. — Jemand hört im Traum »Leg' dich in den Sarg!« und sieht einen Mann; in Berlin sieht er denselben Mann wirklich als Aufzugwärter; er fährt nicht — das Seil reißt!

Album. Wenn man einen Totenkopf hineinzeichnet, stirbt die Besitzerin.

Alabaster-Säulen der Uhr werden geschabt gegen Fraisen.

»Alle guten Geister loben Gott den Herrn«, wenn Unheimliches da ist. (Parodie: »Gselchts iß i gern!«)

Allerheiligen. Früher haben müssen die Bäcker umasunst Striezel hergeben und die Fleischhacker Roratiwurst. — In Oberösterreich sag'n die Kinder: »Bitt gar schön um an Heiligenstriezl.« — Da habn alli Leut Namens-tag, die schon gestorben sind. (Vortag von Allerseeelen.) — Sie sagen, wenn man einen Laib Brot, ein Glas Wasser und ein Messer hinlegt, schmausen die armen Seelen. — Striezel (ein Zopfgebäck), Milch und Schinken geben sie in Isper auf den Dachboden und machen die Fenster auf für die armen Seelen; dann kommen die Katzen . . . — Schon um 6 Uhr abends stehn am Friedhof die Geister auf und bleiben bis 1 Uhr nach Mitternacht.

Allerseeelen. Alli Kinder tun zündeln, wenn der Wachmann kommt, löschen sie's aus, die Kerzeln. Die Kerzen erlösen Seelen (v). — Die Geister haben keine Ruhe, sie wandern um. — Wer kein Licht brennt, den holt der Tod. — Man darf keine Wäsche aufhängen oder auf dem Boden haben (A). — Liegt ein Messer offen, ersticht sich eine arme Seele.

Alraune? (Name unbekannt.) In Böhmen schnitzen die Leute aus Holz Gesichter, wenn die lachen, haben sie Glück, Weinen zeigt Unglück an.

Alpdrücken kriegt man, wenn in der Nacht was Heiliges fällt. (Groß-Kanisza).

Altar; das Herz-Aß führt zum Altar.

Alte Frau im Unglück muß einem Buckligen den Buckel streichen. — Kuppelt sie im Geschäft, so verknofelt (verdirbt) sie's. — Wenn ein Alter und eine Junge sich mit den Eheringen berühren, stirbt Eins von ihnen.

Altweibersommer bei Mistelbach »Feenhaare«. Fällt er auf eine alte Frau, so lebt sie um zehn Jahre länger.

Ameise zertreten, bringt Regen (v); wer eine tötet, leidet Hunger; ihren Haufen zerstören, bringt Unglück (a); es wächst kein Getreide (Retz); Kranke geben ein Tuch hinein und binden sich damit ein; Sacktuch drauf gegen Schnupfen. — Am Charfreitag schlägt man mit Deckeln zusammen, daß sie aus dem Haus hinausgehen. — **Ameisen begräbnis** bedeutet was Trauriges für die Familie.

Amsel am Brunnen bedeutet Tod; auf den Dächern zwitschernd: Regen, Tod (v); pfeift sie in der Früh, ist's Glück; pfeift sie, wird's schneien, singt sie, wird's schön. — Nimmt sie den Hühnern Futter und der Hahn peckt sie, so stirbt die Frau (Sobieslau). — »Unsere Hausamsel ist so heimlich.

sie lockt die Spatzen aufs Fensterbrettl und halts füranarrn (zum Narren). — »In unserm drübern Haus, im neuchn, da hat ein Schuster gewohnt, der ist schon auszogn, wänn der immer nix z'tun ghabt hat, hat er mit seiner Amsel g'redt, und sie hat's verstand'n!«

Anbauen. Der Erdäpel sagt: »Legst mich im April, komm ich, wenn ich will; Legst mi in Mai, kumm i glei« (v).

Aenderung um baldige beten sie aufm Land, wenn wer nicht leben und nicht sterben kann. (Vergl. Katze.) — Wenn ein neues Viertel (des Mondes) eingeht, ändert sich gern das Wetter; lange Regen hören endlich auf. — Heunt geht der Lostag ein, da muß man auf den Mond schauen.

Andreasnacht. (10. Dezember.) Wer auf einem Kreuzweg horcht, hört sein Schicksal vorhersagen. (Martini.)

Angang. Wer morgens einem alten Weib begegnet, hat kein Glück (v), es verdriest ihn den ganzen Tag; Katze bringt Unglück. — »Unser Knecht sollte Ochsen auf den Markt treiben. Er ist mit dem linken Fuß aus dem Bett, dann ging er zurück, um die vergessene Tabakpfeife, da wußte Mutter schon alles; eine schwarze Katze kam über den Weg, endlich lag noch ein Schuh verkehrt: Da kehrte er um. (Aus einem Aufsatz.)

Angebranntes essen, da rennt einem der Fuchs nach. (Baden.)

Anglänzen darf der Mond kein Messer, sonst schneidet's nimmer.

Angst. »Große Angst macht neunzig« sagt, wer sich nicht fürchtet. (90, die größte Lottozahl.) — **A n g s t C h r i s t** läuten (strittig, ob Donnerstag abends oder Freitag um 9 Uhr vormittags).

Anmelden. Allgemein ist der Glaube, daß Geräusch ohne erkennbare Ursache, Pochen, Klopfen (siehe Hausschlange), Krachen (siehe Baumhexe), Stürzen (besonders ohne den Nagel und ohne Bruch), Stehenbleiben der Uhr und ähnliches den Tod eines nahen Verwandten anzeigt. Stimmen werden hörbar, eine Hand zeigt sich, ja in einem Falle zeigten Krach und Rauch in Wien den selbstmörderischen Schuß des Onkels in Berlin an. Häufig wird ein Geklirr hörbar, eine Rute schlägt ans Fenster, in Ungarn zeigte sich um Mitternacht ein Skelett; die Tür des Kastens geht auf, dann krachend noch einmal, der Onkel läuft schreiend auf den Gang, die Nachbarn kommen mit Säbeln und Revolvern: Nach einigen Tagen kam der Vater aus dem Kriege heim; im gefallenem Bild geht ein Riß vom Nagel bis aufs Herz; die Dargestellte ist an Herzschlag gestorben.

Anschlagen kann einem nichts, wenn einem wer jeden Bissen in Mund (Mägen äbi) hineinneid't; wer sich ärgern muß, dem schlägt nichts an (keine Gewichtszunahme [v]).

»**Anschneuzen** tuns den Körperljud, denn Christus wurde auch ange-speit.« (Kalvarienberg.)

Anschnitt eines Brotlaibs darf nicht aus der Wohnung schauen (zur Tür sehen [a]) sonst geht das Brot aus.

Ansichtskarte. Bekommt man eine mit Fehlern, da schimpft die Absenderin über einen.

Antonius. Bei seinem Altar kann man sich in einer fremden Kirche was erbitten (a), besonders einen Mann (v); man findet Arbeit; er bringt einen guten Tod: fürs Finden ist er bewährt (v).

Anzug. In ein neues Gewand soll man zuerst Geld hineinstecken, daß man immer eins hat (v).

Apfel. Man gibt ihn wem, der bricht ihn; wenn die Kerne gleich verteilt sind, geht dem Besitzer ein Wunsch in Erfüllung (a). — Wer (besonders zu Weihnachten, Sivester) einen Kern durchschneidet, stirbt, auch wer bei einem **Q u e r s c h n i t t** ein Kreuz erhält (Schlesien, Wien [v]); wird ein Stern gebildet (mehrere Strahlen), bleibt man dieses Jahr gesund. — Beim Brocken ist ein Apfel gefallen; eine Viertelstunde später fällt der Brocker und bricht die Beine. — Früh ist er Kupfer, mittags Silber, abends Gold. — Einen Apfel

muß man dem Baum lassen, sonst trägt er nächstens nicht. — Die Schale wirft man unzerrissen hinter sich; wer mit dem so gebildeten Buchstaben anfängt, stirbt in der Familie; ein damit beginnendes Wort geht in Erfüllung; es ist der Name des Bräutigams, der so anfängt (v). Ein Wunsch erfüllt sich auch, wenn man in der Thomasnacht drei Äpfel untern Kopfpolster legt. — Zauberspruch beim Schlüsselmachen aus der Kettenblume (Löwenzahn) »Apfelbam, Bierbam, Maibam, drahma (drehe mir) mei Schlüssel zsamme.« (Auch »Zwetschkenbam«; in Währiug »Sitzt a alte Hex am Bam«.)

Apfelbaum. Unter ihm betet täglich die Großmutter in Blindenmarkt.

Apotheker. Daß er weiße Hundstrümmerl und Ohrschmalz kauft, wie ich als Kind schauernd glaubte, ist veraltet; der »reinste Apotheker« heißt ein Geschäftsmann, bei dem alles teuer ist.

April. Wenn man im April an einen Toten denkt, liegt wer hinterm Bett. — Der April tuat, wås er will (v). — Wenn der April Spedakel macht, gibts Heu und Korn in voller Pracht.

Arbeit. Wer keine hat, sucht hartes Brot zu finden und wirfts ins Feuer, da findet er wieder Arbeit. — Wer nicht viel arbeitet, bleibt jung.

Arbeitsgerät legt man kreuzweis; da halten besonders die Bergleute drauf.

Aergern. »Wer sich grün und gelb ärgert, da kommt ihm die Galle ins Gesicht und er kriegt Gelbsucht oder Gallensteiner; meiner Mutter stoßts gallbitter auf, wenn sie sich ärgert.« »Das ist der Herzwurm (v), der stoßt schlechtes Wasser auf.« »Der Herzwurm wird eahm soachat« (pissend); Groß-Rußbach).

Arme. Wer sie ausspottet, wird selber arm.

Arm. Viel Haare dran bringen Reichtum.

Armband ein goldenes, dient zur Gesundheit. — Armbanduhr. Bleibt sie stecken, hat man viele Sünden, wenn sie geht, wenig und gibt viel Almosen. — Bilden sich beim Armbeugen zwei Ringe, so heiratet man.

Arme Seelen. Das Samstaglamperl lindert ihre Schmerzen (v). — Wer über die Gräber steigt, den nehmen sie beim Kopf. — Armeseelenweibchen (Name auch in »Volksmärchen aus Oesterreich«, Stuttgart 1912, S. 95) lockt in den Sumpf (v). — Beliebter Mädelschreck: »Gretl, Gretl, i bin schon bei der Haustür, Gretl, Gretl, i bin schon am Gang . . . bei der Tür . . . beim Bett, Gretl, Gretl, ich hab dich schon! (Die Geängstigte wird plötzlich fest angepackt.)

Arnika ansetzen für Fußböden; in Wasser gegen Koplkράtzen.

Ärzte »glauben an das Gesetz der Serie; wenn man lebhaft an jemanden denkt, wird man ihn treffen«. — »Sie verpatzen oft die Krankheiten (A) und kennen die übertauchten Sachen nicht«; »A alts Weib kann oft mehr als drei Äerzte«; »Die Doktern wollns nid eingestehn, daß die Hausmittel das besti sind, außer wo geschnitten werden muß; der chemische Pansch ruiniert (ruiniert) am, natürliche Säfte und Schwitzen sind das Beste«. — (Durch die Krankenkassen, Spitäler und Armenärzte wird ärztliche Hilfe doch meist sofort gesucht.)

Aschantinuß: Ein Moseskopf ist drinnen.

Aschermittwoch. Ohne Aschenkreuz lebt man nimmer lang, bei meiner Tante war es so. (Einäschern in der Kirche.)

Asseln gegen Halskrankheit (v).

Astrologisches: Bei jeder Geburt kommt ein neuer Stern. (Mond, Sonne, Stern, Tierkreis.)

Atembeschwerden, dagegen warmen Oelfleck oder einen Besen vors Bett. (Vergl. Trud.)

Aufbringen läßt sich die Wohnungstür nicht, dann ist wer drinnen.

Aufdecken darf man nicht zu viel Eßzeug, sonst kommt noch ein Hungriger (v).

Auferstehen. Wer von den Toten aufersteht, hat kein Glück mehr. (Vergl. Scheintod.) — 1928 stehen alle Toten auf. — »Auferstehung« ist in der Mundart ein »Wirbel«, Getös und Durcheinander. — »Jesus ist mit der Osterfahne auferstanden.« — »Eine Frau schickte Schuhe und Hut ins Spital für die Auferstehung ihres Mannes.« — Glück bringt ein Vogel, der am Auferstehungstag in die Wohnung kommt. (Vergl. Weltuntergang.)

Aufessen heißt in Schweden Schönwettermachen. — Wenn nicht ordentlich das Essen zusammengeputzt wird, regnet's.

Aufgesetzt. Was einem b'stimmt is, wies' einem aufgesetzt ist, (A) so g'schiechts haargenau; da kann sich einer noch so den Kopf aufsetzen.

Aufgesprungene Haut im Gesicht, da muß man in den Fensterschwitz fahren und sagen: »Rische ² re Nedelese tivokei« und sich anschmieren (ë).

Aufgestülpter Kittl. Da hängt sich ein Witiwer (Witwer) an. (Paasdorf.)

Aufhängen. Der Teufel trägt den Gehängten in der Luft herum, da ist ein Sturm. (Windstoß [A].)

Aufstoßen, da denkt wer an uns (a). — Man sagt dreimal (beim Schnackerl): »Lauf über den Steg und wieder zurück«, da vergehts. — Man denkt an einen schwarzen Hahn. — Es hilft auch: Wasser in den Mund, Ohren zubalzen, Kniebeuge, dann erst schlucken.

Aufwachen in der Nacht: Wenn man dabei an eine Person denkt und die schwebt vor Einem, lebt man noch lange.

Augen auslecken tut die Mutter dem kleinen Kind, wenn es ein bißl krank ist. — Beißt eins, da muß man geschwind (mit dem andern) in einen Scherm schau, sonst sieht man was Zwideres; es hat einen wer lieb. (Siehe unter links.) — Brennen: Man muß ins Feuer schauen. — Decent: (gschamig? vergl. Closett) »Man schaut in einen Topf, der was bei Tag nicht benützt wird.« — Augenfarben: Blaue Augen sind lieblich, aber sehr verdrießlich; Himmelsaugen; herrlich, aber sehr gefährlich; lieblich, betrüblich. Braune Augen wie a Reh, tuan an jeden Herzerl weh; wie Kaffee, tun den Männern im Herzen weh; Liebesaugen. — Graue Augen sind häßlich, aber nie vergeßlich (unvergeßlich). — Katzenaugen (grün). — Schwarze Augen sind hundsgeheim, könnten nicht gemeiner sein; Diebsaugen. (Aber: Um die schwarzen Kirschen steigt ma höher . . .) — Hineingeflogen: Dreimal ausspucken, da gehts raus (A); mit dem gesunden Auge gegen Himmel schauen; durch ein Schlüsselloch. — Einen Stein ausgraben, anspucken, wieder hinlegen; Krebsaugen hinein. — Kitzeln (jucken): Es kommt Besuch. — Kranke, da muß man dreimal in eine Petroleumflasche schauen. — Links und rechts: Beißt das linke, sieht man was Schönes, das rechte muß man weinen (a), links was Liebes, rechts was Trübes (A); links Schläge, rechts was Liebes. — Augenbrauen, zusammengewachsene, haben falsche Menschen; stehen sie verdreht, sind die Leute böse. — Entzündung: Dagegen Ohringel stechen lassen; Zuckerstaub hineinblasen. »Haare die ausgeh von die Augenbram, legt man auf die umgekehrte Hand; kann man sie aufs erstemal wegblasen, bringts Glück« (a). — Augenstein aufs kranke Auge und beten, da wird es klar (Salzburg). — Augenzähne, die bei einem Kind unter einem Jahr kommen, bringen ihm den Tod.

Ausfragen kann man einen Mann (so!) bei Nacht. — (Im Schlaf)

Ausgekämmte Haare; werden sie getreten, wachsen die andern nimmer (v); kommen sie ins Feuer, bringt es Unglück, denn der Teufel kann Haare im Feuer nicht leiden; trägt sie ein Vogel ins Nest, wird man wahn-sinnig; wirft sie wer weg, gehen die andern aus (a); ein Zopf daraus bringt Unglück.

Ausgestopfter Vogel in der Wohnung: Da stirbt wer.

Auslöschen muß man um Mitternacht die Kerze und 1 Liter Wein trinken, dann kommt ein Geist.

Ausputzen. Wenn dabei Flecken bleiben, gibts in der Verwandtschaft Verdruß.

Ausleihen (herborgen!) bringt Feindschaft.

Ausschlag. Dagegen plätschert man im Regenwasser aus der Dachtraufe.

Ausschütten von Mohn auf dem Fensterbrett; Da kriegt man einen Knaben.

Aussehen. Ausschaun, als ob er dem Totengräber von der Schaufel gesprungen wär; als ob er alle Karfreitag an Grilln z'essn krieget; wie dem Tod sein Spion.

Ausspielen soll der Kartenspieler von dort, wo ihm eine Karte herunterfällt.

Ausstattung: Wenn man etwas statt zwölfmal dreizehnmal hat, kriegt man in der Ehe viel Flöhe.

Ausziehen. Bei dreimal Umziehen geschieht ein Feuer. Dreimal Ausziehen ist einmal Abbrennen (a).

Auto. Wenn der Benzin extra stinkt, kommt ein Zusammenstoß. — Fenster hängt sich beim Sturm aus; Autounglück kommt. — Götterfiguren sind vorne, daß kein Unglück geschieht; an den Kühlerverschlußschrauben. — Hexe auf Besen, Löwe, Indianer schießt: »Daß es fest wird!« — Wenn der Kühler heiß wird, streitet der nächste Fahrgast mit dem Lenker. — Erleidet der Schofföhr eine Pann e, so soll er das Geschäft aufgeben, sonst trifft ihn ein großer Unfall. — Wenn ins Auto Schneeflocken fallen und den Gast treffen, hat er mit dem Teufel zu tun. — »Der Teufel schiebt hint nach«, sagen die alten Leut; hat der Wagen einen Teufel vorn, so kann er so schnell fahren wie der Teufel. — Teufelskopf vorn gibt Signale und schützt vor dem Zusammenstoß. — Durch die Autolichter geblendet, rennen die Hasen gradaus hinein. — Wenn wer bei einer Autopartie schadenfroh ist, sitzt er beim nächsten Kilometer und flickt. — Vom Berg herunter soll man niemand überholen. — Unfall. Vater hört eine Geige, es ist aber nur ein Hackenstiel dort; Großmutter weint um den andern Sohn. Er kommt, aber sein Auto wäre um die Zeit des traurigen Spiels fast an einen Bahnschranken angefahren.

B

Bach. Abends kommen seltsame Figuren heraus; was Weißes flattert, das ist die Wassernixe, grün ist der Wassermann. — Ein kleines Manderl mit einem Kapperl hat gewinkt. — Vom Bachwasser kriegt man aus den Eiern lebende Schlangen. — Bachstelze vor den Füßen bedeutet den Tod (Böhmerwald).

Backfanne soll man nicht herborgen, sonst wird das eigene Gebäck nicht schön.

Bäcker hat in die Semmelhöhlung seine Seele hincingebacken (A); in der Höhlung des Brotes hat er geschlafen; wenn's regnet, verbrennt ihm sein Bacht; sie haben »a wachs Gstell«; »Tua ned d' Fuß auseinander wia a Bäck'«.

Bad. Ins erste Bad kleiner Kinder muß man hineinspucken. — Wenn man das Badwandl vom kleinen Kind herborgt, hat es in der Nacht keine Ruhe (v).

Bahre im Traum oder ein Toter: Da soll man sich darauf ein schwarzes Tuch umhängen. — Brennt eine Kerze dabei klein, stirbt der nächste Angehörige (v).

Balken. Abgeschnittene Haare legt man auf den Balken des Plafonds (In Wien XIII. gab es 1924 noch solche und Kienspanleuchten!) Sie werden noch schöner und wachsen gut — (die andern).

Band. Ein rotes hilft gegen 's Verschreien. — Geht das Schürzenband auf, ist der Bräutigam, der Freund, der Mann untreu (A).

Bandelwurm. »Zur Offenbarung« trinkt man Essig; bei abnehmendem Mond werden Häringe gegessen; Häring und Zwiebeln im nüchternen Magen (v); Sauerkraut, Essig und warmes Wasser.

Bannen tat der Münnichsdorfer Pfarrer einen Geist auf 100 Jahre.

Barbara, die edle Braut, hilft den Artilleristen und Bergleuten besonders; **Barbara** z wei ge von Kirschbäumen am 4. Dezember abgeschnitten und ins Wasser gesteckt; sie werden »mit Numero für die Lotterie« verkauft; viel Blüten bedeuten Glück, keine den Tod (v); der Lottozettel gilt nur, wenn die Blüh aufgehen; sie dürfen die ganze Zeit kein frisches Wasser kriegen; im Schlafzimmer bringen sie den Tod, wenn ein Kranker drinnen ist.

Bart der jungen Bursehen wird innen mit Hühnerdr... (auch Kuhdr...) geschmiert, der treibt, außen mit Honig, der zieht (A).

Bartholomäustag (24. August). In Gföhl wird abends eine alte Frau mit Ackergeräten hinausgeworfen, sie bringt Unheil.

Bauchlage, schöne Träume.

Bauleute schmücken einen Tannenbaum, daß sie beim Dachsetzen viel Glück haben (ähnlich v); einen Christbaum, daß der Dachstuhl nicht einbricht; sie schlagen ein Glas in Scherben, daß sie Glück haben.

Baum. **Blut** ist in Neuwaldegg aus einem Baum geflossen; unten war er dünn, oben dicker (siehe Drachenbaum). — Geister kommen abends von den Bäumen (Tulln); nachts wohnen sie dort (v). — **Hausbaum,** das ist der Baum vor dem Haus, den darf man nicht umschlagen, sonst kommt der Blitz. — In einem hohlen Baum war ein Licht. Der Priester rief: »Grabt! Keiner darf reden!« Sie heben eine schwere Kiste, da sagt der Eine: »Daß d' mir auch davon was gibst!« Sogleich war der Schatz versunken. (Kienberg-Gaming.) — Im Baum läutets bei Nacht. (Oberhollabrunn.) — Wenn man in der Nacht einen Baum für einen Menschen anschaut, stirbt man. (Maissau.) — So oft sie einen Baum umhauen, stirbt wer. — Wenn man in einen Baum hackt, sieht man die Wilde Jagd. — Zeitlich blühender Baum bedeutet Tod. — **Baumgeist.** Wenn man einen Baum umgeschnitten hat, sieht man den Geist heraussteigen. — In Zlabings muß man einem um Mitternacht das kleine Käppchen nehmen, dann zahlt er viel Geld dafür. — **Baumhackl:** Schundig und grindig, geheilt durch Kaspapellwasser oder Kinderurin. Eine Blume, die heißt wilds Roß (in Pulkau Ahnddr... Rumesdr...), da macht man so was; aber es geht von selber weg. (Er, sipel.) — **Baumhexe** schreit, wenn im Ofen Holz kracht; wenn Fußböden oder Möbei krachen, ist die »Bamhex« drin und will heraus.

Baumeister muß einen Glückwunsch aufsagen, dann hat das Haus Glück.

Beamter, der eine Rechnung nicht zusammenbringt, gibt einem Bettler dreitausend Kronen.

Begräbnis. Wer den größten Knollen auf ihn wirft, hat den größten Haß auf ihn gehabt; wenss dabei regnet, war der Tote kein echter Christ; wer beim Kinderspiel begraben wird, stirbt bald (v); das Begräbnisspiel bedeutet Tod in der Familie (a).

Beicht das ganze Jahr versäumen, da hupft der Mensch, der Teufel packt ihn beim Krawattel. — Nach der Beicht tanzen Engel um einen herum.

Bein. Wenn das linke zuckt, soll man am selben Tag tanzen gehn.

Beinbruch wird vorbedeutet, wenn man nachts aus dem Bett fällt (v); man tötet ein junges Reh und badet das Bein im Blut.

Beißt was, so heilt's; wenss nicht zu spüren ist, ist's abgestorben.

Bekanntschaft macht man an dem Tag, wenn man den Knopf in ein falsches Loch steekt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Habaner in der Slowakei.

(Mit 5 Textabbildungen.)

Von Dr. Robert Friedmann, Wien.

Von den Habanern ist in der volkskundlichen Literatur öfters die Rede, da ihre keramischen Produkte durch hohe künstlerische Qualität allenthalben Beachtung fanden.¹⁾ Darüber hinaus versagte scheinbar das Interesse, und über ihre Herkunft, ihr Leben, Schicksal und sonstigen Leistungen findet man in dem gesamten historischen, volkskundlich und kunstgeschichtlichen Schrifttum kaum nur Andeutungen. Wissen doch die Allerwenigsten, wo diese Leute überhaupt lebten oder leben, ferner daß es sich um die letzten Reste der stillen Wiedertäufer des 16. Jahrhunderts handelt und daß der weitaus größere Teil ihrer Gemeinschaft heute noch in geschlossenen Höfen im freien Amerika ein arbeitssames kommunistisches Dasein führt.²⁾ Und doch ist dieses Allgemeine ihrer Geschichte und Lebensweise im Grunde bedeutungsvoller als jene eine Seite ihrer Handwerkskunst, die zufällig durch Sammelmöglichkeiten mehr bekannt geworden war.

Die Wiedertäufer Oesterreichs hatten sich im 16. Jahrhundert in großer Zahl in dem »gelobten Lande« Mähren gesammelt, wo sie relativ »goldene Zeiten« erleben durften, da sie hier — im Gegensatz zu den übrigen Erbländern Oesterreichs — während einiger Jahrzehnte unter dem Schutze des einheimischen Adels ungestört ihren religiösen Idealen nachleben konnten. Besonders aus Tirol, wo die Verfolgungen grauenhafte Dimensionen angenommen hatten, war der Zustrom neuer »Brüder« sehr lebhaft, doch hören wir daneben auch von Brüdern aus den übrigen Erblanden sowie aus Bayern, Schwaben, Hessen und Rheinland. Im Gegensatze aber zu den schweizerischen und deutschen Täufnern (gemeint sind immer nur die stillen, gewaltablehnenden Gruppen, niemals jene revolutionäre Minderheit in Niederdeutschland, an die man zunächst denkt) hielten die Oesterreicher am restlosen

¹⁾ M. Haberlandt: Ueber Habaner Majoliken um 1600, in »Oesterr. Volkskunst«, hg. von M. Haberlandt, 1911, S. 95 f.

M. Haberlandt: Ueber Brüdergefäße in Mähren, in »Werke der Volkskunst«, hg. von M. Haberlandt, 1914, S. 51 f.

J. Tvrđy: Die Anfänge der Habanerkeramik, »Z. f. öst. Volkskunde«, 1912, S. 205 f. (mit urkundl. Material); Die sogenannten Brüdergefäße in Mähren, in »Z. f. öst. Volkskunde«, 1912, S. 35 f. — Ein altes Werk der Habanerkeramik, in »Werke der Volkskunst« (A. Haberlandt), I, 1914, S. 40 f. Außerdem eine Arbeit in tschechischer Sprache über Austerlitz und seine Keramik im 16. Jahrhundert.

Eine große Anzahl von Fachartikeln erschien in ungarischer, tschechischer und slowakischer Sprache, soll aber hier nicht einzeln zitiert werden. — »Eine Habaner Töpfersiedlung in Siebenbürgen« behandelt Dr. Julius Bieltz (diese Zeitschr. XXXII, Heft 1—2). Ueber die »Habaner im Burgenlande« berichtet Payr in ungarischer Sprache. (Siehe Anhang.)

²⁾ Robert Liefmann: Die kommunistischen Gemeinden in Nordamerika. Jena 1921. (Erweiterter Abdruck aus den Jb. f. Nat.-Oek. u. Stat. 1908.)

Güterkommunismus fest, wie ihn Jakob Huter, ihr großer Tiroler Täuferapostel 1529, beziehungsweise 1533 in Mähren eingerichtet hatte. Nach ihm nannten und nennen sie sich auch heute noch »die Huterer«. (In Amerika »The Hutterian Brethren«.) Ihre Höfe in Südmähren waren zu allen Zeiten berühmt durch ihre Ordnung, Friedsamkeit, Arbeitsleistung und den durch solche Eigenschaften bedingten Wohlstand. Sie waren die beliebtesten Handwerker und Landwirte der Gegend und erregten dadurch nicht wenig den Neid und Haß der umwohnenden Katholiken. Schon 1546 hören wir von einer Ausbreitung ihrer Höfe über die mährische Grenze hinaus: in Sobotischt in der Slowakei wird in diesem Jahr der erste Bruderhof gegründet.¹⁾ (Vergl. hiezu die Karte Abb. 2.) Als dann gegen Ende des Jahrhunderts auch in Mähren die Intoleranz zunahm, ziehen viele Brüder den ersten in die Slowakei nach, es mehren sich hier die Höfe und 1588 werden die »Haus-haben« in Groß-Schützen (Velký Léváry; Nagy Levar) begonnen.²⁾ Nach der Schlacht am Weißen Berge kommen böse Tage. Mähren hat aufgehört, ein Asyl zu sein, und nun wandern fast sämtliche Brüder 1622 nach der Slowakei aus. Es kann hier nicht von all den unsäglichen Leiden der Brüder berichtet werden, von ihrem wunderbaren religiösen Ernste und ihrem unentwegten Festhalten an der Form des Kommunismus, der eben Ausdruck wahrer Brüderlichkeit sein sollte und nur bei allergrößter Not unter äußerem Drucke kurz verlassen wurde, um sofort nach überstandener Gefahr wieder aufgenommen zu werden. Darüber haben uns Josef Beck, J. Loserth und Rudolf Wolkan eindrucksvolle Schilderungen gegeben.³⁾ Selten war in der Menschheitsgeschichte religiöser Ernst, Leidensmut und Kulturwille so andauernd in einer Gemeinschaft lebendig wie in dieser. Auch in der Slowakei kamen für die Brüder unter Maria Theresia und Josef II. schwere Tage. In den Sechziger- und Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts wanderten sowohl von hier als auch von den Niederlassungen in Siebenbürgen Scharen nach Kleinrußland aus, da sie die zwangsweise Rückführung zum Katholizismus nicht ertragen konnten. 1781 erschien das Toleranzpatent Josef II., von dem aber die Huterer ausdrücklich ausgeschlossen blieben.

¹⁾ Dr. Josef Beck: Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Oesterreich-Ungarn (F. R. A. 43), 1883, S. 165, A. 4; S. 179, A. 1.

²⁾ Ebenda S. 302 und Anm. An beiden Stellen nähere Angaben über die genannten Orte.

³⁾ Beck... s. Anm. 3. J. Loserth hat in zahlreichen Abhandlungen die Geschichte der Wiedertäufer geschildert, besonders »Der Kommunismus der Mähr. Wiedertäufer...«. Arch. f. öst. Geschichte, Bd. 81, 1895, S. 135 bis 322. (Auf Grund der nachgelassenen Notizen Becks.)

Hofrat Dr. Rud. Wolkan: Die Huterer. 1918. (Privatdruck der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft IX.)

Derselbe: »Geschichtsbuch der Hutterischen Brüder«, hg. im Auftrag der Brüder in Canada. 1923, Wien (Carl Fromme)... das grundlegende Quellwerk bis 1665.

Nun zogen die letzten treuen Vertreter des Täufergedankens zu ihren Brüdern nach Rußland, wo ihre Kolonien wieder aufblühen konnten. Als aber 1874 auch hier die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, zogen sie mit all ihren alten Traditionen, ihrem Glauben, ihrem Gemeinschaftswillen — und ihren alten Handschriften und Büchern nach Amerika. Zuerst in die Vereinigten Staaten und dann, während des Weltkrieges, als auch hier Wehrpflicht eingeführt wurde und die Brüder neue Märtyrer beklagen

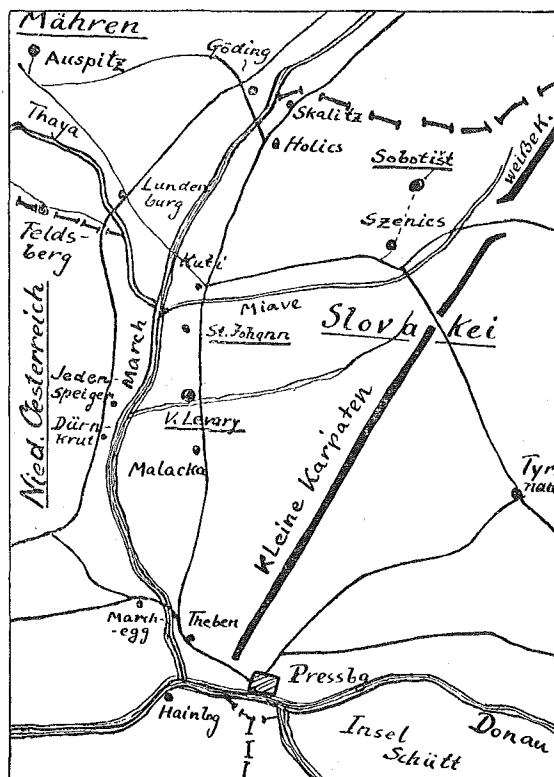


Abb. 2. Verbreitung der Habanersiedlungen in der Slowakei.

mußten, nach Canada, stets treu ihrem ersten Führer Huter, treu ihrer Muttersprache (dem Deutsch des 16. Jahrhunderts) und treu ihrer urchristlichen Lebensform. »Es ist das einzige Beispiel in der Geschichte, daß sich ein Kommunismus durch Jahrhunderte in seiner Ursprünglichkeit erhalten hat und noch immer dauernd begeisterte Anhänger findet.« (Wolkan.)

Nur jene, welche unter dem Druck der von Wien aus gesendeten Jesuiten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts katholisch wurden, blieben zurück, und deren Nachkommen sind

es, die heute noch die historischen Brüderhöfe des 16. Jahrhunderts bewohnen und — unwissend ihrer eigenen Geschichte — wenigstens der äußeren Form nach die Traditionen bewahrt haben, und so in unsere hastende Gegenwart hinein ein Stück lebendiger Vergangenheit retteten. Man hieß sie schon im 18. Jahrhundert »Habaner«, und heute würde niemand mehr den Namen Huterer oder Wiedertäufer verstehen. Was »Habaner« eigentlich bedeutet, ist nicht mehr festzustellen. Sicher war es zuerst ein Schimpf- und Spottname,¹⁾ vielleicht mit Rücksicht auf ihr »mürrisches und etwas saures Wesen«,²⁾ vielleicht aber auch aus irgend einem anderen Grunde der Volksetymologie.

Im Zusammenhange mit meinen Studien zur Briefliteratur der österreichischen Wiedertäufer unternahm ich im Sommer 1925 eine Reise nach Preßburg und in die Slowakei. In Preßburg selbst kannte niemand die Habaner, es sei denn aus Hinweisen in der ungarischen und slowakischen Literatur. (Deren Zitierung ich hier weglasse.) Nur in einem alten Preßburger Montagblatt, der »Preßburger Presse«, vom 19. Dezember 1898 und 2. Jänner 1899 fand ich ein längeres Feuilleton in deutscher Sprache, das einen recht anschaulichen Bericht über einen Besuch in Groß-Schützen (Velki Levary) brachte, den der Journalist in Begleitung eines alten Freundes der Habaner machte. Dieser Bericht wurde dann (ohne Quellenangabe) im »Preßburger Grenzboten« vom 16. September 1923 wieder abgedruckt. Von den beiden Orten, in denen heute noch Habanerhöfe bestehen (Sabatisch und Groß-Schützen),³⁾ konnte ich infolge Zeitmangels nur den letzteren besuchen, der übrigens die bedeutendere Siedlung besitzt. Levary, etwa eine Stunde Personenzug von Preßburg entfernt, ist ein großes Dorf (über 2000 Einwohner, viele Protestanten) mit auffallend sauberen, weißgetünchten Bauernhäusern in der einfachen slowakischen Bauart. Den »Habanerhof« am Ende des Dorfes kennt natürlich jedermann, doch wäre er auch ohne Auskunft zu finden, da er durch seine ganze Anlage und ungewöhnliche Reinlichkeit sofort auffällt. Ein großer viereckiger Platz wird von ebenerdigen, langgestreckten Häusern umgeben, deren Strohdächer ein bis zwei Stock hoch sind und in ihrer grünen Moosfarbe angenehm zu dem leuchtenden Weiß der Mauern kontrastieren. (Abb. 3.)⁴⁾

¹⁾ Beck a. a. O. S. 620: Maj. Gesuch des P. Missionar um Schutz für die Neubekehrten in Levar gegen die Bedrückung der Gemeinde und gegen den Gebrauch des Schimpfwortes »Habaner«. (1780) S. 642. Generalkongregationsbeschluß 1791, den Gebrauch des Schimpfwortes »Habaner« zu verbieten.

²⁾ Beck a. a. O. S. XVIII: »Ein saures, mürrisches, mißtrauisches Wesen, das den meisten Bewohnern der Haushaben anklebte und denselben in Ungarn den Spitznamen ‚Habaner‘ verschaffte.«

³⁾ In St. Johann sollen auch noch einige wenige Familien leben, aber nicht in geschlossenen Höfen.

⁴⁾ Ich verdanke die hier wiedergegebenen Photographien der außerordentlichen Liebenswürdigkeit des Stadtarchivars von Preßburg, des Herrn Dr. Ovidius Faust, der eigens zu diesem Zwecke über mein Ersuchen die Orte bereist hat. Die Aufnahmen sind Eigentum des Stadtarchivs Preßburg.

Hier ist auch die (jetzt) katholische Kapelle eingebaut, in der noch vor einigen Jahren einige alte keramische Stücke (Weihkessel und Marienstatue) vorhanden gewesen sein sollen.¹⁾ Außer diesem einen geschlossenen Hofe gibt es noch eine Anzahl frei herumstehender schöner Häuser, so die Zeugschmiede, das »älteste« Haus (Abb. 4), die Schule und die »Firma«: das ist die ehemalige keramische Werkstätte (Hafnerhaus), deren Firmenzeichen im Giebel (de dato 1781, also schon nach der Vertreibung der eigentlichen Huterer),²⁾ die letzte Erinnerung an ehemals blühende Zeiten darstellt. (Abb. 5.)



Abb. 3. Kapelle in Velký Lévary.

So reinlich das Außere dieser Häuser, so reinlich auch ihr Inneres. Der Lehm Boden wohlgefeigt und mit Sand bestreut, die kleinen Küchen mit blanken grünen Kachelherden, die Stuben hell und luftig. Da die Strohdächer sehr hoch und innen mit Lehm ausgeschmiert, also feuersicher sind, finden sich hier abermals freundliche Stübchen oder »Oerterle«. Im ganzen umfaßt der Habanerhof von Levary 47 Häuser. (Nach den Angaben der

¹⁾ Heute findet sich fast gar nichts mehr an altem Hausrat oder wertvollen keramischen Stücken vor. Es wurde alles teils weggeführt, teils an Trödler verkauft.

²⁾ Die Zeichen »J. H., H. H., J. M.« konnte ich nicht bestimmen, da mir die nötigen Urkunden aus dieser späten Zeit fehlen. Trotz Turdy ist über die eigentlichen Meister der Habanerwerkstätten am Ende des 18. Jahrhunderts nichts bekannt. Auch Beck bringt nichts darüber.

Preßburger Presse.) Es ist zweifellos, daß wenigstens noch ein großer Teil von ihnen aus dem 16. Jahrhundert stammt, beziehungsweise in den nächsten Jahrhunderten in gleicher Bauart erneuert wurde. Heute hat diese Tradition freilich ganz aufgehört, und jede moderné Reparatur zerstört das alte Bild.

So erfreulich nun der äußere Anblick, so niederdrückend ist das Zusammentreffen mit den Bewohnern dieses Hofes selbst, besonders im Vergleich mit dem Bilde, das man aus den Schriften ihrer Vorfahren gewinnt. Von ihrer alten Ueberlieferung, ihrem alten Arbeitsgeschick, ihrer wirtschaftlichen Blüte, ihrer persönlichen Seelenkraft und der unzweifelhaft geistigen Bedeutung der meisten ihrer Führer ist nichts mehr vorhanden. Die bekehrungseifrigen Jesuiten des 18. Jahrhunderts hatten ihnen sämtliche alten Bücher (Bibeln und Chroniken) weggenommen und dafür katholische Gebetbücher gegeben. (Ein solches aus dem Jahre 1736 zeigte mir noch voll Stolz eine alte Frau.)¹⁾ So haben sie allmählich ihre eigene Vergangenheit vergessen und wissen nichts mehr von der Geschichte ihres Hofes mit all seinen Schicksalschlägen und Leidensstunden.

In diesem Zusammenhange ist es nicht uninteressant, zu erfahren, wie die Brüder in Amerika (die ja die Tradition bewahren) gegen diesen Zustand ankämpfen wollten und wie die Habaner darauf reagierten. Der derzeitige Führer in Amerika, Elias Walter — er entstammt einer alten und bei Beck vielgenannten Familie — schreibt mir im Herbst 1925: »Mit den alten Freunden in Sabatisch und Lewar sein wir schon längere Zeit bekannt. Durch Becks Geschichtsbuch fanden wir die Adresse und schrieben nach Sabatisch, es muß 1887 gewesen sein. Wir bekamen dann Briefe von einem Pullmann, den wir durch Korrespondieren auch nach America lockten, und kamen ihre 5 Männer von ihnen zu uns. Nicht in der Gemeinde, sondern meistens auf Arbeit. Wir haben sie herzlich aufgenommen, halfen ihnen, wo nötig, aber sie konnten das Heimweh nicht überkommen und sein nach und nach wieder zurück. Einer ist wieder herkommen, mit der Familie, und ist jetzt gut ab, Farmer in Canada. Pullmanns Kinder sein auch alle herkommen, sein aber zerstreut in die Staaten, mit Pullmann hatte ich noch 1920 Briefe gewechselt. Jetzt weiß ich nicht, ob er noch lebt... Auch mit (Andreas) Walter in Sabatisch haben wir Briefe gewechselt...« Mit diesem Andreas Walter, dessen Familie sich von der des Elias spätestens um 1760/1770 getrennt haben muß, und der gegenwärtig Zeugschmied in Lewar ist, hatte ich eine längere Aussprache. Er will von Amerika und den

¹⁾ Beck erwähnt häufig solche Bücherkonfiskationen und Auswechslungen. So S. 634 und Anm., wo von der Verbrennung der häretischen Bücher im Jahre 1783 berichtet wird. S. 635 wird zum selben Jahre berichtet, wie dieser Austausch vollzogen wurde durch einen erzbischöflichen Bevollmächtigten. Führenweise kamen die Bücher in die Bibliotheken des Domkapitels von Preßburg und des Erzbischofs von Gran.

»angeblichen« Verwandten nichts wissen. Seinerzeit wollten sie sogar Geld senden für die Ueberfahrt, aber er verstand gar nicht den Sinn dieser Korrespondenz. Nun sind schon über 15 Jahre keine Briefe mehr gewechselt worden. — 1910 haben auch zwei holländische Mennoniten Lewar aufgesucht, in der Meinung, Glaubensbrüder anzutreffen. Durch diese erfuhren die Habaner erst, daß sie von den Huterern abstammen und ursprünglich

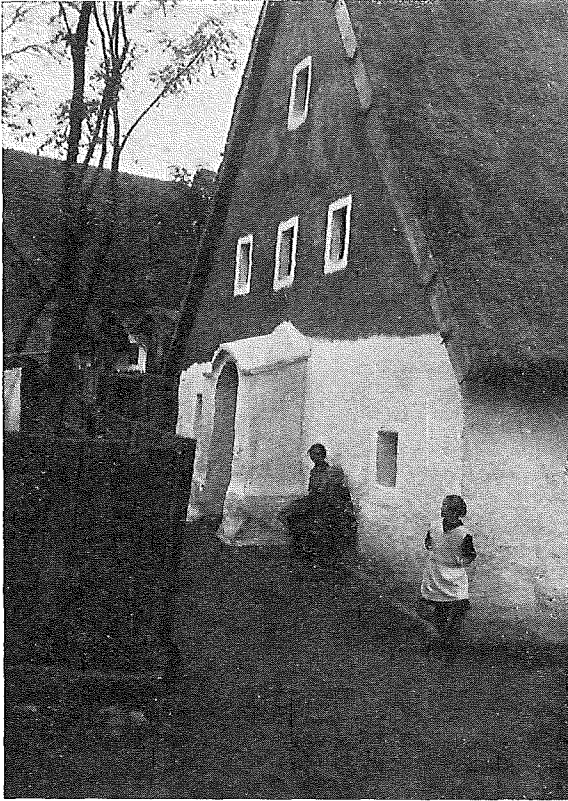


Abb. 4. Aeltestes Habaner Haus in Velká Léváry.

Wiedertäufer waren. Aber welch seltsame Vorstellung über die Wiedertaufe! »Weil sie ursprünglich keine Katholiken waren und dann katholisch wurden, da mußten sie wieder getauft werden. Deshalb nennt man sie Wiedertäufer.«

Ihre wirtschaftliche Lage wird von Jahr zu Jahr schlechter. Das wußte schon Beck 1883, das betont der Journalist der Preßburger Presse 1898, und das ist heute besonders arg, seit die benachbarte March die Grenze zweier Staaten wurde. Denn bis zum Umsturze waren die Märkte von Niederösterreich ihre besten



Verkaufsplätze, heute dagegen ist — wenigstens für Lewar — nur noch das kleine Malacka ihr Marktort für Schuhe und Schlosserarbeiten. Alle anderen Handwerke aber, besonders das keramische — die Hafnererei —, sind längst gänzlich zugrunde gegangen. Von einem einigermaßen erwähnenswerten Wohlstande ist keine Rede mehr; die Leute gingen nicht mit der Zeit, verstanden nicht, sich ein ergiebiges Absatzgebiet zu schaffen (denn sie waren in jeder Hinsicht konservativ), die Qualität ging allmählich zurück, auch fehlte die große aneifernde religiöse Idee und das Bewußtsein einer geschlossenen Gemeinschaft, und so ist wohl ein langsames Absterben der ganzen Siedlung in den nächsten Jahrzehnten vorauszusehen.



Abb. 5. Hafnerzeichen im Giebel des
Hafnerhauses von Velkí Léváry,
bez. 1781.

Denn die Jugend bleibt nicht mehr im Dorfe. Ich sah kaum einen jugendlichen Arbeiter. Sie ziehen in alle Welt, einige studieren auch in Preßburg, Budapest und Wien, und so hat schon jetzt die Zahl merklich abgenommen. 1898 sollen es noch 200 Seelen gewesen sein. Heute haben mir die Leute, freilich nur ganz beiläufig, die Zahl von

120 bis 140 Seelen genannt. (Eine genaue Angabe wußten sie selber nicht, oder wollten sie nicht machen.) Ungefähr entspricht dies 20 Familien.

Noch leben die Leute in einer Art Gemeinschaft, und haben ihren eigenen Vorsteher¹⁾, der freilich kaum mehr irgend welche wichtigeren Funktionen zu erfüllen hat, da ja nur weniges mehr gemeinsam ist. Seit 1863 sind sie offiziell mit der Gemeinde Lewar vereinigt, und ohne besondere Privilegien, wie dies bis dahin der Fall gewesen war. Ihre Ausnahmstellung war damit aufgehoben, ihre Gemeinschaft wurde zu einer internen Angelegenheit. Die Landstücke mußten damals an die einzelnen »Brüder« verteilt werden — warum sie noch »Brüder« heißen, wissen sie wohl nicht mehr — und nur ein geringer Rest blieb gemeinsames Eigentum des Hofes. Seit dieser Aufhebung ihrer kommunistischen Wirtschaft ging es mit ihrem Wohlstande bergab. Immer schwächer wurde das Band, das sie vereinte, bis jetzt, nach dem politischen Umsturze von 1918, so gut wie nichts mehr der Gemeinde zu Eigen blieb. Wohl erinnern sich die älteren Bauern noch der früheren Verhältnisse, wohl gibt es auch

¹⁾ Zwanzig Jahre lang war Andreas Walter, der Zeugschmied, Vorsteher, jetzt ist es Eduard Bernhauser, ein Schuster, ebenfalls aus altem Geschlechte herstammend.

heute noch eine Gemeindegasse, aber das Verständnis für all das ist verlorengegangen und damit auch der Antrieb zu fernerer Pflege.

So wie sie im 19. Jahrhundert fast gänzlich die Erinnerung an ihre frühere Religion verloren haben, so verlieren sie jetzt im 20. Jahrhundert allmählich die Erinnerung an ihre Muttersprache. Die älteren Leute in Lewar sprechen noch deutsch, wenn sie angesprochen werden. Aber auch sie sprechen mit ihren Kindern nur slowakisch und die Kinder selbst verstehen überhaupt kein Wort mehr deutsch, obwohl doch kaum eine halbe Stunde westlich Oesterreich und damit das deutsche Sprachgebiet beginnt.

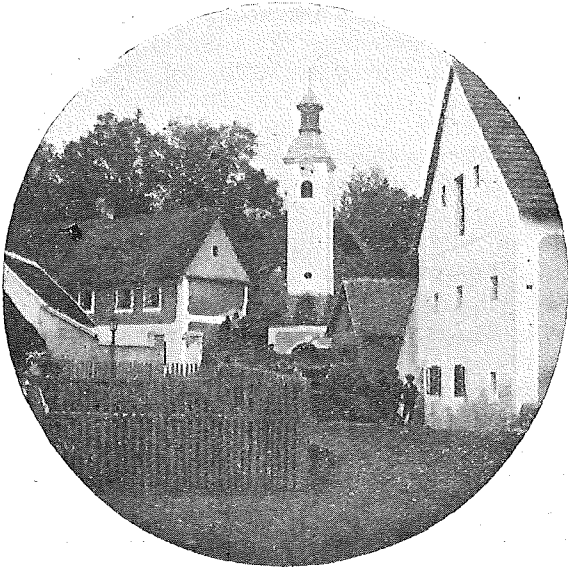


Abb. 6. Habaner Glockenturm in Sobotisch.

In Sobotisch soll der Slawisierungsprozeß auch bei den älteren Leuten noch weiter gediehen sein. Nur eine alte Frau wollte mir noch zeigen, daß sie das richtige »Habanerisch« reden könne, das Deutsch des 16. Jahrhunderts, das sich bei diesen so abgeschlossen lebenden Bauern lange erhielt, doch war diese Probe recht bescheiden.¹⁾ Daß sich die alten Familiennamen erhalten haben, die uns schon in den Chroniken des 18. Jahrhunderts begegnen (weiter zurück in die Vergangenheit dürften wir wohl kaum gehen, es sei denn bei den Brüdern in Canada), ist bei der bislang geübten Sitte der Heirat im engen Kreise selbstverständlich. Heute ist gerade in dieser Hinsicht auch Vieles anders geworden.

¹⁾ Auch hier muß bemerkt werden, daß sich seit dem letzten Besuche 1898 wohl manches verändert haben muß.

In Sobotischt war ich leider nicht persönlich. Dort sollen die Habaner hauptsächlich Kürschner, Schneider, Weber und Tischler sein.¹⁾ Ihre Geschlossenheit ist noch geringer, ihre Gemeinschaft noch mehr aufgelöst als in Lewar und auch die Seelenzahl ist dort geringer. Es mangelt auch an einem entsprechenden baulichen Ausdrucke. Ob ihre Kapelle mit der Aufschrift 1832 wirklich noch auf die »guten« Zeiten zurückgeht, ist sehr fraglich. (Abb. 6.)

Alte Urkunden konnte ich nicht mehr auffinden. Der Vorsteher Bernhauser bewahrt zwar eine türkische Urkunde (ich konnte sie nicht sehen, weil »der Schlüssel verlegt war«), weiß aber nicht, was sie besagt.²⁾ Im Schlosse des Grafen Wenckheim in Lewar soll noch vor einiger Zeit eine kostbare Chronik vorhanden gewesen sein, die aber auch seit etwa 20 Jahren verschwunden ist. Herr Stadtarchivar Dr. Faust, der nach mir die »Höfe« besuchte, erfuhr von einer Chronik, die in den Achtzigerjahren noch im Besitz einer Habanerfamilie gewesen sein soll, sowie von einer angeblichen Pergamenthandschrift »über ein halbes Jahrtausend alt« — vielleicht ein apokryphes Evangelium — mit »schönen Bildern, darunter ein König aus lauter goldenen Ringen« (ein Arbor consaguinitatis?). Beide Handschriften sind heute verschollen.

Nur mehr Ruinen sind es, die wir als die letzten lebenden Reste einer reichen Vergangenheit hier studieren können, und auch von ihnen müssen wir befürchten, daß sie bald verschwinden werden. Als die Leute die Religion ihrer Väter aufgaben, gaben sie damit auch ihren eigentlichen Lebenssinn und ihre Zukunft auf, das erkennen wir besonders deutlich an der immerhin recht blühenden Parallelentwicklung der amerikanischen Gemeinden. Hier war es wirklich der Geist, der das Wirtschaftsleben bestimmte.

Nachtrag.

A. Im Zusammenhange mit meinen oben gemachten Beobachtungen verdienen auch die Mitteilungen von Dr. Julius Bielz-Hermannstadt (in dessen schon einleitend zitierten Aufsätze) besondere Beachtung, wonach in Siebenbürgen ebenfalls noch heute Nachkommen der alten Habaner leben. Bethlen Gabor verpflanzte die Täufer von Sobotisch nach Alwinz (in der Nähe von Karlsburg) und ein Franz Walter gründete 1621 dort das erste Haushaben. Infolge mehrerer Uberschwemmungen bauten sie sich in Ujvincz (Neuwinz) 1851 eine neue Siedlung, wo sie ausschließlich Landwirtschaft betreiben. Die Keramik ist auch hier

¹⁾ In Lewar herrschen Schmiede und Schuster vor.

²⁾ Nach der Preßburger Presse stammt sie aus dem Jahre 1665 und betrifft die nach der Türkei verschleppten Brüder.

völlig aufgelassen worden. Da sie weder ihre alten Häuser noch ihre Chroniken besitzen,¹⁾ leben auch sie völlig traditionslos.

B. Daß auch im Burgenlande Habaner lebten, war bisher in der deutschen Literatur gänzlich unbekannt. Payr berichtet in »A soproni ev. egyhazkocscý története« S. 91, daß seit 1547 viele Wiedertäufer aus Oberungarn auch in das transdanubische Gebiet (Oedenburg) zogen und hier als glänzende Handwerker von den Adeligen gerne aufgenommen wurden. Die letzte urkundliche Erwähnung in diesem Gebiete stammt aus dem Jahre 1635.²⁾ Leider wissen wir über diesen Zweig der allgemeinen Bewegung aus unseren Chroniken so gut wie gar nichts, und es könnte hier vielleicht noch manches aus Oedenburger Archiven erhoben werden.

Der Ursprung von Bad Tatzmannsdorf im Burgenlande.

Nach einem Berichte des Konservators des Bundesdenkmalamtes
ev. Pfarrer Bothar in der Stadt Schläining (Burgenland).

Von Jahr zu Jahr steigert sich die Zahl derer, die in Bad Tatzmannsdorf Besserung und Heilung ihrer Leiden oder angenehme Sommererholung suchen. Sie finden einen nicht besonders großen, reinlichen und netten Ort vor, der seinen Charakter als Badeort sofort kund tut: prächtige Anlagen säumen den Bereich seiner Quellen, deren Umgebung zum Kurplatz gestaltet wurde. Aeußerst anmutig ist die weitere Umgebung des Ortes mit ihren Obstgärten, Wiesenhängen und Wäldern, den freundlichen Dörfern, altherwürdigen Burgen und Schlössern. Diese lenken unsere Gedanken in die kampfreiche Vergangenheit des Burgenlandes. Manche Sage rankt sich um seine Burgen.

Auch über die Entdeckung der Heilquellen in Bad Tatzmannsdorf sind zwei Sagen in Umlauf. Die eine scheint in der Gegend selbst entstanden zu sein, während die zweite mehr oder weniger charakteristische Spuren ähnlicher Ortssagen aufweist.

Im 13. Jahrhundert, so wird erzählt, lebte in Oberwart ein alter Jude, der sich mit der Heilung der Kranken befaßte. Seine Erfolge waren derart groß, daß selbst Leute aus weiter Ferne ihn aufsuchten, um sich Rat von diesem bekannten Arzt zu holen. Seine Medikamente wirkten stets sicher und niemand ahnte das Geheimnis seiner Erfolge. Wer hätte es auch ahnen können, daß dieser alte Mann von Zeit zu Zeit in finsterner dunkler Nacht das sumpfige, von Schwefelgeruch erfüllte verrufene Tal bei Jormannsdorf aufsuchte. Hier inmitten der Rohrgewächse, wo Erlen und Weiden geheimnisvoll flüsterten, sickerten etliche Quellen gleich kochendem Wasser aus der Tiefe hervor. Aus diesen Quellen schöpfte der alte Mann seinen Bedarf für die Medikamente und pilgerte des Nachts seinem Heime zu. Wohl sah man des öfteren ein Licht an diesem verruchten Orte aufflackern, doch man war der Meinung, die »Trut«

¹⁾ Nur in der Batthyanischen Bibliothek in Karlsburg findet sich eine Chronik (Sign. II/122) aus dem Jahre 1642, welche Beck noch nicht gekannt hat.

²⁾ Diese Mitteilung wird Herrn Dr. Czátkey in Oedenburg verdankt.

wie auch andere Gespenster trieben hier ihr Unwesen. Jedermann mied, besonders nachts, diese unheimliche Stätte. Da kam ein junger Bergsteiger aus Deutschland in das in der Nähe befindliche Bergwerk. Dieser machte öfters Ausflüge in die Umgebung, um nach Erz zu suchen. Bei einem solchen Ausfluge war es einmal späte Nacht geworden und er kam zu dem von allen gemiedenen Ort. Da sah er ein Licht leuchten; Furcht und Angst waren ihm unbekannt, er eilte dem Lichte zu und bemerkte einen alten Mann, der aus einer der Quellen Wasser schöpfte. Der junge Bergsteiger merkte sich die Stelle und kehrte am nächsten Morgen wieder zurück. Er kostete das kristallreine Wasser, das ihm sichtlich wohlthat, und brachte davon etliches einem kranken Bergmann, der davon gesund ward.

Diese Sage wurde auch literarisch von Ivelin in seiner romantischen Erzählung »Kinder der Liebe« (Graz 1870) verwertet.

Die zweite Sage klingt, wie erwähnt, weniger bodenständig: Vor vielen hundert Jahren lag da, wo sich heute der Kurplatz von Bad Tatzmannsdorf befindet, ein kleiner schlammiger See, Rohrgewächse und giftgrüne Schlingpflanzen bedeckten ihn. Weit und breit war das Tal ein großer Sumpf, wo Schlangen brüteten. Leise brodelnd brach am Rande des Sees aus den Wurzeln einer alten Erle eine Quelle hervor, die den See speiste. Hier in der Nähe weidete eines Tages ein Halterbub seine Schweine. Die ganze Schweineherde war krank. Als diese in die Nähe der Quelle kam, trieb sie der Hirte zur Quelle, damit die Schweine dort saufen sollten. Kaum hatten die Tiere das getan, zeigten sie sich frisch und gesund, als ob ein Wunder geschehen wäre, Frohlockend erzählte der Hirte sein Erlebnis überall herum, und seither kamen die Leute aus nah und fern, um sich an diesem heilkräftigen Wasser zu erlaben.

Diese Sage erwähnt Badearzt Dr. Ludwig Thomas in seinem Büchlein »Der Kurort Tatzmannsdorf (Tarcoa)« (Oberwart 1885).

Zum Beschluß noch eine Sage, die sowohl in Bernstein als in Schlaining von den gleichnamigen Burgen erzählt wird als »Sage von der weißen Frau«; hier stoßen wir auf germanisch-heidnische Vorstellungen.

Vor langer, langer Zeit wohnte ein edles Rittergeschlecht in der alten Ritterburg. Der Graf, ein Haudegen vom Scheitel bis zur Sohle, war viel vom Hause weg, denn er kämpfte mit nimmermüder Tapferkeit gegen die Türken. Seine junge Frau überließ er der Obhut eines Knappen. Als der Graf einmal heimkehrte, munkelte man so manches über die Untreue seines Weibes. Unter des Grafen Reisigen war einer, der seinem Herrn das Gerede mitteilte. Nun wollte der Graf Gewißheit haben. Er teilte seinem Weibe mit, daß er auf längere Zeit zu verreisen gedenke. Mit Wehmut nahm die Frau von ihrem Manne Abschied. Ganz unerwartet kam aber der Graf eines Abends zurück. Er stürzte in die Gemächer seiner Frau und fand sie in Gesellschaft seines Knappen. In wilder Wut stach er diesen nieder, seine Frau jedoch ließ er in derselben Nacht im schwarzen Turme einmauern. Jahre vergingen. Der Graf saß in nächtlicher Stunde einsam auf seiner Burg, der Sturm tobte um dss Gemäuer. Da plötzlich erschien ihm, weißgekleidet, seine Frau. Er fiel vom Sessel, ein Herzschlag hatte sein Leben beendet. Seither huscht von Zeit zu Zeit die weiße Frau über die Bastei.

Vor der Schlaininger Burgbrücke stehen zwei steinerne Figuren, eine barocke »Maria Immaculata«, eine von stürmischem Ausdruck beseelte, himmelwärts blickende Frauengestalt, und ein »Johannes von Nepomuk«, in der üblichen Gewandung eines katholischen Geistlichen dargestellt. Es ist interessant, daß diese Steinbilder als »Schloßherrin« und »Beichtvater«, der dem Schloßgrafen das Beichtgeheimnis seiner der Untreue bezichtigten Gemahlin nicht verraten wollte, also ganz im Sinne der Nepomuklegende gedeutet, aber auf die Schlaininger Burg bezogen werden.

Notizen über „brüderisches“ Geschirr“ aus Eggenburg.

Ueber Ersuchen des Herrn Hafnermeisters Iskra in Wien habe ich mein Material über die Eggenburger Hafner durchgearbeitet und möchte Einiges, was ich in den alten Inventuren von Eggenburger Bürgern über die »Habaner-Geschirre« fand, mitteilen. In den sehr zahlreichen Inventuren der Eggenburger Hafner findet sich nie derartiges Geschirr, nur in den Inventuren anderer Bürger. Es kamen vor:

- 1676: ein Weiß brüederische Krueg — 12 ×
- 1683: 7 khlain und große Brüederische Krieg — 1 fl.
- 1700: 8 Brieder-Kriegl — 32 ×
1 große Brueders flaschen — 18 ×
- 1701: 9 Briederkriegel
- 1703: 6 Brieder Krieg
- 1704: 4 » » hievon 2 beschlagen
- 1711: 4 Briederische Krieg
- 1714: 10 Brüder Krieg — 30 ×
- 1722: 4 Erdene Briederkriegl — 20 ×
- 1733: 10 brüederische Krieg — 30 ×
- 1735: 6 brüederische Krügel
- 1735: 1 Brüeder Suppenschale mit Deckel — 7 ×
- 1735: 5 Brüeder Schallerl
- 1736 (Gasthaus-Inventar): 62 Brüder Halbkriegel
(im Gegensatz zu »griene Halbkriegel«)
- 1739: 4 schissl Raiff sammt 6 Briederische Kriegeln — 30 ×
- 1777: 6 Brüder Krügel und 3 Thaller — 24 ×
- 1781: 18 brüederische Teller sammt 6 detto Schüsseln — 1 fl. 36 ×
(Gegensatz: ordinäre Schüsseln und ordinäre Trinkkrüge)
- 1790: Brüder geschirrene Tatzen (Tasse) und 3 Deller — 24 ×
5 Brüder geschirrene Deller — 52 ×
(Zum letzten Male in diesem Jahr vorkommend in der Inventur nach Pfarre Kienmayer, wo auch zum ersten Male »Porzellain« erscheint.)

Ich habe jedoch das Gefühl, daß es sich vielfach um Geschirr in der Art des »brüederischen« handelt.

Ein Nachforschen in den Inventursprotokollen der einzelnen Städte könnte ein sicheres Bild über die Verbreitung dieser Keramik ergeben.

Dr. E. Frisch auf.

Literatur der Volkskunde.

H. Wopfner: Anleitung zu volkskundlichen Beobachtungen auf Bergfahrten. Beiträge zur Jugend- und Heimatkunde, Heft 4. (62 S., 45 Abb.) Innsbruck 1927.

Wir möchten vorliegendes Büchlein jedem Bergwanderer als Begleiter auf seinen Fahrten wärmstens empfehlen. Auch das Wandern in Dorf und Tal wird ihm dadurch zur geistigen Anregung und zum tieferen Genuß ausgeschlagen. Für das Tirolische gewinnt er aus den zahlreich erläuterten Beispielen unmittelbares Wissen; in anderen Landschaften mag er es mit Photographieren und Umfragen bei kundigen Leuten versuchen, sich selbst in ihnen einzuleben. Es wird ihm viele schöne Erinnerungen und der Volkskunde unserer Heimat willkommene Förderung eintragen.

A. Haberlandt.

Kaarle Krohn: Die folkloristische Arbeitsmethode, (Institutet for sammenlignende kulturforskning, Serie B V) Oslo 1926.

Von einer folkloristischen Arbeitsmethode hätten wir zu erwarten, daß sie sich auf das ganze Gebiet der geistigen Ueberlieferung erstreckte. Nach den Ausführungen des Verfassers in dem Abschnitte »Abgrenzung des Arbeitsfeldes« wird das auch im großen und ganzen zugegeben, obwohl hier schon die sonderbare Einschränkung auffällt, daß von der geistigen Volksüberlieferung eigentlich nur das in Betracht käme, was aus dem bunten Spiele der dichterischen Volksphantasie erwachsen ist. Transzendente Vorstellungen dagegen habe der Religionsforscher zu untersuchen. In dem Abschnitte von der Wahl und Begrenzung des Stoffes wird die Erwartung von der Leistungsfähigkeit der folkloristischen Arbeitsmethode noch um ein Bedeutendes mehr herabgesetzt. Der Verfasser beschränkt sich in seinen Ausführungen, von finnischen Runenliedern abgesehen, auf die Untersuchung der Märchen und Schwänke. Aber auch dieses Arbeitsgebiet wird sofort wieder durch eine Hypothese umzäunt. Bei der Untersuchung der Märchen hat man von der Annahme auszugehen, daß jedes Märchen auf eine Märchenurform mit ihm eigenen, besonderen Motiven zurückgehe. Was nun bei aller Sorgfalt und Genauigkeit der Forschung, durch die sich der Verfasser sicherlich auszeichnet, dabei herauskommt, ist vorauszusehen. »Die speziell europäischen Märchen gehören hauptsächlich dem Mittelalter an« (S. 151). »Das Alter des Märchens vom Zauberring wird durch das Auftreten der zahmen Katze bestimmt« (S. 150). »Im Fortunatus-Märchen werden wir in einen Staat mit Soldaten und Aerzten, die nachweislich zur Grundform dieses Märchens gehören, versetzt« (S. 151).

Was wir von einer Märchenforschung heute verlangen, ist etwas ganz anderes. Der reiche Stoff hat uns ungeahnte Zusammenhänge über weite Gebiete hin eröffnet. Es hat sich gezeigt, daß Märchen, Götter- und Helden-erzählung zunächst von Indien bis Irland mit ihrem gegliederten Aufbaue nach bestimmten Motiven, welcher Zeitstufe und welchem Volke sie auch angehören mögen, die Endäste eines Baumes bilden, mithin verwandt sind, über deren Zugehörigkeit zum Stamme wir aber noch nicht sicher entscheiden können. Die Gesamtheit des Stoffes nennen wir die mythische Ueberlieferung. Nicht die Form der Ueberlieferung ist entscheidend, sondern ausschließlich

der Inhalt, Motive und Motivgruppen. (Man vergleiche hiezu auf Seite 149 des besprochenen Buches: »Daß die Volksdichtung in gebundener Form nicht älter sein kann als das Versmaß mit dem von ihm vorausgesetzten Sprachstudium, ist selbstverständlich.«.) Vergleichen wir nach Motiven, besser aber nach Motivgruppen, so stehen wir überall auf festem Boden und gelangen zu sicheren Resultaten. So verwirrt auch heute alle Ansichten über Märchen, Mythologie, Religion und deren Abhängigkeit von einander sind, wozu noch die vielen Deutungsversuche kommen, besteht doch die erfreuliche Tatsache, daß auch alte Arbeiten, dort, wo sie Motivgruppen der mythischen Ueberlieferung rein vergleichend gegenüber gestellt haben, auch heute noch nicht das Geringste von ihrem Werte eingebüßt haben. Die mythische Ueberlieferung wäre aber unvollständig, wenn wir nicht auch Rätsel, Sprichwörter und das Brauchtum mit einbezögen. Das Brauchtum ist an den Kalender gebunden, welcher Art er auch sei. Somit ergibt sich, daß auch der Kalender, der von der gesamten volks- und völkerkundlichen Forschung bisher arg vernachlässigt wurde, mit in die Mythenforschung einzubeziehen ist. Wie wichtig der Kalender ist, ersieht man daraus, daß auch das Christentum sich einen solchen schaffen mußte und ohne ihm keine Weltgeltung erlangt hätte. Forschen wir in dieser breiten Weise, so gelangen wir ohne jede Deutung von selbst zu einem Weltbilde, das jeder Kulturgeschichte, also auch der der mythischen Ueberlieferung, zukommen muß.

Die folkloristische Arbeitsmethode Kaarla Krohns bedeutet eine nach allen Regeln der Wissenschaft deutlich vorgezeichnete Sackgasse, aus der es keinen Ausweg zu weitgreifender Erkenntnis gibt. Eines nur kann helfen: Vergleichen auf breitester Grundlage ohne Voraussetzungen und Annahmen. Wenn wir aber immer wieder das Gebäude einreißen und von neuem aufbauen müssen, wie sollen wir da zu einem wohnlichen Hause kommen?

K. Spieß.

E. Schnippel: Ausgewählte Kapitel zur Volkskunde von Ost- und Westpreußen. Beiträge zu einer vergleichenden Volkskunde. I. Reihe. Danzig 1921. (168 S., 12 Abb.) 2. Reihe. Königsberg 1927. (186 S., 27 Abb.)

Der etwas umständliche Titel wird doch dem Inhalt des vorliegenden Bändchens am ehesten gerecht; vorzüglich in den Abschnitten zur geistigen Ueberlieferung des Landes erweist sich der Verfasser als kenntnisreicher Bearbeiter, der Germanisches wie auch Antikes sinnvoll der Untersuchung einzuordnen weiß. Besonders gelungen scheint uns die Exegese beim »Johanniskränzlein« und den »westpreußischen Segen«. Auch dem Tempelhüpfen (Himmel und Hölle) und Jerusalemspiel, dem altpreußischen Totenglauben weiß Verfasser kulturgeschichtliche Vertiefung zu geben. »Unberufen«, der mehrfach abgehandelte Brauchkalender (namentlich Weihnachtsbaum, der »Bethlehemitische Kindermord« und »das Kindelwiegen«), die Platzmeisterprüche bieten Einblick in die in der Ostmark Preußens ähnlich wie in unserer süddeutschen Ostmark sehr getreu bewahrten Volkssitten. Besonders erfreulich erscheint es, daß der von der Philologie herkommende Verfasser mit warmer Neigung sich auch der Sachkultur zugewendet hat. Die aufschlußreiche Arbeit über Wacholder == (»Kaddick«) Bier und den Met

weckt den Wunsch von alter Birkensaftgewinnung hier wie anderwärts auch einmal zu hören. Der »Dorfanger« findet auch vom denkmalpflegerischen Standpunkt Berücksichtigung; die Spielarten des ostmärkischen Bauernhauses empfangen interessante Beleuchtung vom siedlungsgeschichtlichen und volksmäßigen Standpunkt aus. Für ihre Entwicklungsgeschichte wollen wir uns lieber H. Naumann (Primitive Gemeinschaftskultur VII) und H. Schwab (Die Dachformen des Bauernhauses in Deutschland, Oldenburg 1914) anvertrauen. Auch die Eigenart der »Windbrett puppen« wird wohl etwas überschätzt. Doch schlägt überall das wissenschaftlich folgerichtige Streben nach Vergleichung in den umfangreichen Anmerkungen durch. Die Schilderung des Urväterhausrates, des Spinnens und Webens ist kulturgeographisch recht beachtenswert, nur die Arbeit mit dem Webegitter, dann die Brettchenweberei und das Arbeiten mit dem Bandwebstuhl sind der Benennung nach nicht genügend auseinandergehalten. Flechten ohne Knoten wird gleichfalls erwähnt. Um auf den Wert der Anmerkungen hinzuweisen, greifen wir nur die sehr bemerkenswerten Formgebung eines Grabfahls aus Tharden bei Liebemühl 1871 heraus, der (als Wahrzeichen eines Frauengrabes?) sich streng an den Typus einer der in Osteuropa gebräuchlichen Spinnrockenformen hält. Zusammengeordnet ergibt der aus langjähriger Beobachtung liebevoll gewonnene Stoff eine sehr ansprechende Volkskunde des Landes.

A. Haberlandt.

Hugo Scholz: Die Dörfler. Menschen und Bräuche aus dem Schlesischen Bergland. Bergstadtverlag Breslau 1926.

Es ist wohl sonst nicht Gepflogenheit dieser Blätter, Erzählungen und Geschichten aufzunehmen. Diesmal möge eine Ausnahme gemacht werden. Denn in der Tat ist nur die äußere Einkleidung poetisch, innerlich ist es eine ernst zu nehmende volkskundliche Darstellung. Der Verfasser, ursprünglich selbst Bauer, hat sich schon durch seine Erzählungen »Taldorfheumat« (1922) und »Die Brunbacherleute« (1925) vorteilhaft eingeführt und verbindet eine gewandte Darstellung mit unmittelbarer Anschauung. Mit Nennung von Namen und Oertlichkeiten werden die Zustände der unmittelbaren Gegenwart geschildert, so daß einerseits klar wird, was heute noch an Volksbräuchen in diesen Gegenden lebt und daß man andererseits in ferner Zeit noch Kunde von den volkstümlichen Sitten und Gebräuchen unserer Zeit erfahren kann.

Einzelne Gestalten werden uns vorgeführt: der Bauer, die Bäuerin, das Gesinde, die Landstreicher und Händler, das bäuerliche Jahr mit Dreschen, Wallfahrt, Johannisnacht, Klopfengehen und Rockennächten, Johannis, Weihnachts- und Osterfestlichkeiten, allerlei Brauch und Sitte im Alltag, bei Hochzeit, Geburt und Tod. Reimsprüche und Redensarten, Witz und Reim wechseln bunt ab in klar gesehenen und fest gezeichneten Bildern.

So sind diese Bilder aus dem Bauernleben erheiternd und belehrend zu lesen; sie geben dem Mann der Volkskunde manchen willkommenen Wink und sind recht geeignet, auch in der breiten Masse ein wahres und ungeschminktes Bild des Bauernlebens erstehen zu lassen, das den Leuten sonst nur in romanhaften Zerrbildern bekannt ist. Aus diesem Grunde sei hier des Buches gedacht und ihm eine weite Verbreitung gewünscht. Der Verfasser aber möge auf diesem Wege fortschreiten und uns noch manche dieser anspruchslosen und doch wertvollen Gaben bescheren!

Dr. Otto Jauker.

W. Scheidt und H. Wriede: Die Elbinsel Finkenwärd. Veröffentlichung des Werkbundes für deutsche Volkstums- und Rassenforschung. (159 S., 37 Abb.) J. F. Lehmanns Verlag. München 1927.

Eine Inselbevölkerung beschränkter Zahl — die Bevölkerung Finkenwärders umfaßt wenig mehr als 5000 Köpfe — wird der Volkstumsforschung immer ein dankbares Objekt abgeben, da sie geschichtlich wie in allen ihren Lebensäußerungen in der Tat fast restlos erfassbar ist. In sehr anziehender Weise schildert H. Wriede das Werden der kümmerlich in wiederholten Sturmfluten sich behauptenden Bauern- und Fischerbevölkerung, die vorerst in Einzelhöfen und lockeren Gruppen den Boden urbarmachte, wogegen in späterer Zeit an die mühsam erhaltenen Deiche sich reihenförmig Fischer- und Schiffersiedlungen anschlossen. Der Werftenbetrieb und das Leben der dem niedersächsischen Typengebiet zugehörigen Häuser, die freilich keine Hallendiele, wohl aber noch manchmal eine Durchgangsdiele zeigen, wird uns recht anschaulich, nicht zuletzt durch vortreffliche Bildbeigaben, Pläne und Kärtchen. Mundart, Sitte und Wesensart der Bewohner geben willkommenen Ausblick auf familiengeschichtliche und anthropologische Ab- rundung des Stoffes, von der in vorliegendem Schriftchen aber nur eine rassenanthropologische Zusammenfassung geboten wird. Die familiengeschichtliche Brücke fehlt. Ein Anhang: Anlage und Arbeitsweise volkstumskundlicher und rassenkundlicher Erhebungen in Deutschland von W. Pessler und W. Scheidt trägt die Theorie hierzu sehr schön vor, gibt auch den Vordruck der Beobachtungskarten und Familienblätter wie auch von Gemeindeblättern, die allen interessierten Gruppen warm empfohlen seien. Dem Kritiker einer Monographie ist es aber doch lieber, sie ausgefüllt zu lesen. A. Haberlandt.

H. Ussing: Det Gamle Als. (295 S., 32 Abb.) J. W. Schultz. Kopenhagen 1926.

Das alte Volksleben der Alseninsel ist wohl mehr als eine Lokalerscheinung, es darf auch für weitere Gebiete als typisch gelten und so ist sehr dankenswert, daß in dem so fortschrittlich lebenden Staatswesen Dänemarks die alte Lebensform mit eingehender Genauigkeit in einem Inselgebiete für sich erhoben wurde. Sehr wohlthuend wirkt es, die abschnittweise auf alle gewohnten Fragen der Volksforschung Aufschluß gebende Schilderung auf die Darstellung des geselligen Arbeitslebens gegründet zu sehen. Arbeitsleistung und Zusammenschluß der Knechte und Mägde auf den Hof, die Gemeinschaftsarbeiten bei Aussaat und Ernte der Bodenfrüchte und Nutzpflanzen werden nicht als geschichtlicher Festbrauch angedeutet, sondern in den lebendigen Zusammenhang des Arbeitsjahres und der Wirtschaft gestellt. Näher betrachtet ist das, was der Volksforscher zu suchen hat, ja nicht ein vergilbendes Blatt Geschichte, sondern altbewährtes Leben. Am dänischen Beispiel können wir lernen, wie sich tüchtiges Altes auch den Respekt der Gegenwart verdient. A. Haberlandt.

Uppland i Nordiska Museet och Upplandsmuseet i Upsala. (104 S., 130 Abb.) Nordiska Museets Förlag, Stockholm 1926.

Kulturgeographie ist in Schweden kein Spinnen leerer Theoreme. In schier verblüffendem Tempo bringt das nordische Museum mit seinem Stab von Mitarbeitern aus seinen Schätzen in Verbindung mit andern einschlägigen

Sammlungen die Ernte langjähriger elementarer Beschäftigung mit jedem kleinsten Besitzstück des Volkes ein. Der volkstümliche Besitz Upplands als eines Sammelbeckens für den Kulturverkehr in allen vier Hauptrichtungen, die Land und Meer ihm vorzeichnen, gewährt dabei grundsätzliche Ausblicke auf die Kulturgeographie Schwedens überhaupt. Die Uebersicht faßt die für die einzelnen Kulturprovinzen herausgearbeiteten Elemente zusammen, doch sind auch die Abschnitte über die Möbel, Spinnrocken, Gefäßtypen hiefür von grundsätzlicher Bedeutung. Wertvolle geschichtliche Ausblicke gewährt der Abschnitt über den Holzzierstiel, die Mangelbretter und anderes. Auch Tracht und Textilkunst wird in mustergiltigen Abbildungen vorgeführt und textlich mit jener Knappheit erläutert, die auch der vergleichenden Sachforschung außerhalb lokalpatriotischen Geheges sicheren Gewinn bedeutet.

A. Haberlandt.

J. Strzygowski: Heidnisches und Christliches um das Jahr 1000. Der Norden in der bildenden Kunst Westeuropas. Beiträge zur vergleichenden Kunstforschung, herausgegeben vom I. Kunsthistorischen Institut der Universität. Bd. IV. 304 S., 356 Abb., 1 Karte. Krystall-Verlag. Wien 1926.

»Wesen und Entwicklung« der bildenden Kunst im Norden Europas will der vorliegende Sammelband in ihren Grundlinien aufzeigen, soll Ideologie bieten, nicht Denkmalskunde. Es legt für die schöpferischen Kräfte, die der Schule Strzygowski eingepflanzt werden, beredetes Zeugnis ab, daß auch die in diesem Zeichen vorgelegten Arbeiten vom festen Grund der Denkmälerforschung nicht abwegig werden und die Festlegung im Begrifflichen einem Nachwort (über den »Begriff des Nordens« von Joh. Schwieger) überlassen. Strzygowskis Richtung in diesem Buch ist einseitig — mit vollem Recht, solange ein bewährter Kunstkenner wie E. H. Zimmermann in Fortsetzung des Rieglschen Werkes zum Problem der durchbrochenen Arbeit am Nydamer Schatzfund etwa in so naiver Art Stellung nimmt, daß sie keinem Doktoranden der Archäologie mehr durchginge. Hier wie beim Osebergsschiff wirft der bewährte Ostforscher, die Grundprobleme überlegen kennzeichnend, das volle Gewicht seiner Autorität in die Wagschale, die seiner Arbeitsrichtung entspricht. Bezüglich des Problems des Bandgeflechtes und des Mäanders sehen wir hierbei zugleich der Kunstforschung den Weg angedeutet, sich in das vorgeschichtliche Material und auch in die osteuropäische volkstümliche Textilornamentik (die Referent mehrfach in ihrer Entwicklung zu kennzeichnen versuchte (vergl. Volkskunst der Balkanländer, Wien 1919) und »Mustertüchlein von Turfan« (Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch., Wien 1921) systematisch einzuarbeiten, um dem ganzen Komplex von Erscheinungen in ihrem wechselnden funktionellen Zusammengehen am altartigen und frühen Denkmälerbestand gerecht zu werden. Mit ausgezeichnetem Sachkenntnis strebt dieser Aufgabe Bruno Brehm für den »Ursprung der Germanischen Tierornamentik« in der Tat nach, was dem Interpreten einzelner Kulturperioden (La-Tène Zeit!) ebenso lehrreich sein wird, wie er das Musterbeispiel eines Periodenablaufes der Stilbildung hier von grundsätzlichem Standpunkt aus zu studieren in die Lage kommt.

Ganz in den Bereich der Volkskunde zurück führt der Aufsatz Strzygowskis »Spuren des ältesten deutschen Holzbaus« und die Grundprobleme der Architektonik aufrollende Auseinandersetzung mit dem volkstümlichen Block-

bau des Ostens, Fachwerk des Westens und Mastenbau des Nordens in der europäischen Kunst, Dinge, die sich in der älteren volktümlichen Mutterschicht nun allerdings vielfach räumlich durchkreuzen und überschneiden, wozu auch noch das Problem des Pfahlhauses tritt. (Vergl. III. Völkerkunde II/2.) Ohne Einblick in das konstruktive Wesen des alemannischen Hausbaues in Süddeutschland und der Schweiz, des tirolisch-bayrischen Bundwerkes und der den Stockbau im Rheingebiet mitbestimmenden Pfahlbausockel ist eine richtig individualisierende Erkenntnis der hieher gehörigen Denkmäler kaum mehr vorstellbar. Wir glauben E. Klebel nicht nur auf dem richtigen Wege in der Interpretation des Venantius Fortunatus, wenn er an mit Holz ausgefachtes Ständerwerk, bei dessen »tabulata palatia« denkt, sondern bieten kulturgeschichtliche Beweise dafür an, wenn wir an Hand des deutschen Bauernhauswerkes feststellen, daß noch heute im Schwarzwald als dem Gelände altertümliche Bauweise der sogenannte Blockständerbau unter Vereinigung von liegenden und stehenden Balken geübt wird und daß selbst in einem solchen Rückzugsgebiet alter Formen, wie es der Schwarzwald vorstellt, alter bodenständiger Blockbau am Bauernhause sich nicht feststellen läßt, sondern nur an untergeordneten Waldhütten vorkommt, die der Ueberlieferung des Volkes selbst gemäß erst von etwa vor dreihundert Jahren eingewanderten Tiroler Holzfällern errichtet wurden. (Das Bauernhaus im Deutschen Reich, 272.) Da auch das deutsch-schweizerische Haus innerhalb des alemannischen Siedlungsbereiches in einem Gelände, in dem anderwärts in den Alpen durchaus Blockbau besteht, einen solchen Blockständerbau vorstellt (vergl. diese Zeitschrift »Hausformenkarte« 1925), ist die Annahme der allgemeinen Volktümlichkeit dieser Bauart in den frühen Ausbreitungsbewegungen der Alemannen eine kulturgeographisch vollauf begründete, wobei die Abdrängung der Bauart in Rückzugsgebiete, (zufolge der nachdringenden fränkischen Einwanderung) in den Rheinebenen mit ihrem Fachwerkbau gleichfalls ihre kulturgeschichtliche Begründung findet. (Vergl. Hessische Blätter für Volkskunde [1922] 17 f.)

Mit Nutzen hätte E. Klebel für seine Studien an altgermanischen Quellen zur Holzbaukunst den technisch und geschichtlich so ungemein vielseitig bewanderten K. Rhamm, namentlich für das Problem des altbajuwarischen Hauses, herangezogen. Zu den erhaltenen Denkmälern gehört hier vornehmlich das oben erwähnte Bundwerk. Wir beschränken uns mit diesen ergänzenden Bemerkungen nur auf die Teile des Buches, die als Grenzgebiete auch volkskundlicher Betrachtung unterworfen werden müssen, gestehen aber, aus der Strzygowski eigentümlichen Wertung des dekorativen und Raumgefühls, das aus bisher meist nur archäologisch betrachteten Schöpfungen des Nordens abgeleitet wird, auch völkerpsychologisch viel Gewinn gezogen zu haben. Um »Sehen« zu lernen, kann man auch noch, selber Zünftler geworden, bei Strzygowski in die Schule gehen.

A. Haberlandt.

Ragnar Jirlow: Zur Terminologie der Flachsbereitung in den germanischen Sprachen. I. Teil. (Göteborgs Kungl. Vetenskaps — och Samhälles Handlingar. 4. F. Bd. 30, Nr. 5.) Göteborg 1926. 158 Seiten, 42 Abbildungen.

Verfasser bekennt sich bei seiner umsichtig angelegten Arbeit mit vollem Recht zu dem von R. Meringer so energisch geförderten Programm von »Wörter und Sachen«, das in der Wortforschung den Bedeutungen und

den ihnen zugrunde liegenden Sachen gegenüber den lautlichen Funktionen die gebührende Beachtung sichern will, ein Leitgedanke, der, wie Verfasser verständnisinnig bemerkt, bisher viele Anhänger, aber zu wenig Arbeiter gefunden hat. Auch den in der Forschung hervortretenden Mangel kultur-geographischer und typologischer Erhebungen hebt er mit Recht hervor. »Erst wenn wir den typologischen Stammbaum eines Gerätes festgestellt und dadurch seine Urform erkannt haben, sind wir berechtigt, über (erg. ‚seine‘ der Ref.) ursprünglicheren Benennungen zu etymologisieren.« Nach diesen Erwägungen können wir uns dem Verfasser in der Tat methodisch ruhig anvertrauen. Das Ergebnis seiner Bemühungen ist ein umso gediegeneres, als er Anstrengungen nicht gescheut hat, um sein Quellenmaterial durch ad hoc veranstaltete Umfragen, namentlich in Oesterreich und Deutschland, zu ergänzen. Andererseits kommen uns in Mitteleuropa die fleißigen in Schweden gemachten Erhebungen besonders zugute. Da auch alles kulturgeschichtlich mit Mitteleuropa zu verknüpfende Material aus der Mittelmeerwelt herangezogen ist, können wir in der Tat von einer grundlegenden Monographie sprechen. Die einzelnen Abschnitte behandeln ausführlich Ergologie und Terminologie des Raufens des Flachses, das Entfernen der Samenkapseln, das Rösten, das Dörren, Bleuen, Reiben und Brechen. Eine besondere Besprechung widmet Verfasser der Dörr- oder Badstube. Es wird die Vermutung ausgesprochen, daß die »mit Ofen versehene schwedisch-norwegische Badestube mit dem Blockbau selbst auf östlichem Wege nach Schweden gekommen ist«. Dies auf Grund einer Reihe von Lehnwörtern, die wahrscheinlich durch finnische Vermittlung in Schweden Heimatrecht erworben haben. Auch auf westgermanischem Boden will die Untersuchung zeigen, daß »die Herkunft der Ofenstube eine östliche« ist. Die aus dem Schwedischen herangezogenen Lehnwörter sind *pörte*, *ria*, *lave*, *pall*, *kerist* und *ackon*. Nun geht aber aus den Angaben des Verfassers hervor, daß von diesen — auf die Bautechnik selbst übrigens nicht Bezug nehmenden Ausdrücken — eigentlich nur das Wort *pall(r)* verhältnismäßig früh in den nordischen Sprachen auftritt und eine das Altisländische mit einbegreifende Verbreitung besitzt. Gerade bei diesem von K. Rhamm ja schon seinerzeit in seiner Bedeutung gewürdigten Wort wird man aber nach den kritischen Darlegungen O. Schraders gegenüber Rhamm und anderen Forschungen im Zweifel sein müssen, ob sich daraus östliche Beziehungen eindeutig ableiten lassen. Schon *lave* ist gegenüber der ubiquitären Verbreitung der Badstube im Wesentlichen auf Ostschweden beschränkt. *Pörte* (seit 1468 belegt) wird wohl ein viel späterer Eindringling sein, als es Badestuben im Norden gibt, *ria* beschränkt sich auf die im 16.—18. Jahrhundert von Finnen kolonisierten Gegenden. *Kerist* und *ackon* vollends sind nur den estländischen, beziehungsweise österbottnischen Schweden geläufig. Die älteste Bezeichnung für Badstuben und Stuben ist aber im Norden vom Isländischen angefangen bis Schweden *badstofa* (und seine Entsprechungen) und dieses Wort weist eben nicht nach Osten, sondern nach dem germanischen Mitteleuropa, aus dem ja auch die osteuropäischen Slawen ihre Stubenbenennung zogen. Im Norden mag die Einrichtung zugegebenermaßen verhältnismäßig jung sein, dann ist aber der Blockbau nach den von O. Montelius zusammengestellten Funden aus Gotland und Björkö (Antikvarisk Tidskrift, 21, 1915, S. A. 37 f,

89 f.) an und für sich älter als sie. Uebrigens scheint auch die Tatsache, daß die mit Wort und Sache nach dem Westen weisende Mälzdarre, die »kölina« (lat. culina) in Blockbau aufgeführt wird, gegen eine zu enge Verknüpfung just der Badestube mit dem Blockbau zu sprechen.

Für Mitteleuropa steht nun aber einmal fest, daß die ältesten geschichtlichen Zeugnisse für den volkstümlichen Gebrauch von (Bad)stuben aus dem Westen stammen und daß den primitiven (skythischen) Dampfbadeinrichtungen im Osten ebenso primitive in der alten Mittelmeerkultur und ihre Weiterbildungen im römischen Badewesen gegenüberstehen. Die primitiv ergologischen Voraussetzungen für das mittelalterliche Badewesen halten sich somit in Ost und West so ziemlich die Waage.

Sehr bemerkenswerte kulturgeographische Ergebnisse zeitigt die Betrachtung des Bleuen des Flachses und auch der Maschinentechner wird hier wie beim Brechen und Reiben nicht ohne Belehrung bleiben. Der Arbeit ist ein ausführlicher Schriftennachweis beigegeben. A. Haberlandt.

Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart von Prof. Dr. A. Lehmann, weiland Direktor des psychophys. Laboratoriums an der Universität Kopenhagen. Dritte deutsche Auflage nach der zweiten umgearbeiteten dänischen Auflage übersetzt und nach dem Tode des Verfassers bis in die Neuzeit ergänzt von Dr. med. D. Petersen, Nervenarzt in Düsseldorf. Mit 4 Tafeln und 72 Textabbildungen. Verlag F. Enke in Stuttgart 1925.

Das Werk, das die umfassendste und bedeutendste Untersuchung auf diesem Gebiete darstellt, gliedert sich in zwei große Teile: einen historischen und einen psychologischen.

Im ersten Teil verfolgt der Verfasser I. die Entwicklung der Magie von ihren Anfängen bei den Chaldäern durch das ganze Altertum und Mittelalter hindurch bis zu ihrer Blüte und Verfallsperiode zu Beginn der Neuzeit, behandelt II. die Geheimwissenschaften (die gelehrte Magie im Gegensatz zur Zauberei des Volkes), um endlich III. auf den modernen Spiritismus und Okkultismus überzugehen, eine in Amerika entstandene Lehre, die aber, wie der Verfasser an der Hand seiner reichen Materialsammlung nachweist, ihren Ursprung im europäischen mittelalterlichen Aberglauben hat.

Dieser geschichtliche Teil soll — wie einst für den Verfasser selbst — auch für den Leser die Grundlage zum Verständnis des zweiten Teils bieten: der psychophysischen Untersuchung der Phänomene.

Um eine möglichst breite Grundlage für die psychologische Deutung der Tatsachen zu erhalten, war der Verfasser bestrebt, verschiedenartige und detaillierte Berichte von abergläubigen Anschauungen und magischen Operationen zu bringen.

Nach der Schilderung der Phänomene sucht der Verfasser den Schlüssel zu ihrer Erklärung in der Psyche des Menschen selbst und zeigt, daß sie in der Form, wie der Aberglaube sie auffaßt, auf mangelnder Kenntnis oder Beobachtung der Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens beruhen; bei richtiger Auffassung finden sie hier ihre natürliche Erklärung. Darum gibt Lehmann im zweiten Teil eine ausführliche Darstellung des menschlichen Beobachtungsvermögens und seiner Mängel, des Traumlebens, der Seite des Seelenlebens, die man als das Unbewusste bezeichnet sowie der menschlichen Suggestibilität unter normalen und krankhaften Verhältnissen.

Dem reichhaltigen Verzeichnis über einschlägige Literatur, das den Abschluß dieses einzigartigen Werkes bildet, wäre einiges hinzuzufügen; so zum Beispiel G. Roskoff, *Geschichte des Teufels*, 2 Bände., Leipzig 1869; C. Clemen, *die Reste der primitiven Religionen im ältesten Christentum*, Giessen 1916 (zu Abschn. I, Kap. 6); F. Pfister in Pauly-Wissowas R.-Enzykl. Artikel »Epode« und »Kultus« (zu Abschn. I, Kap. 4); S. Seligmann, *der böse Blick* (zu Kap. 2 der Einleitung).

Das Interesse und die Kritik der spiritistischen Gegner des Verfassers hat, wie er selbst bemerkt, nur zur Verbesserung und Vervollständigung des Inhaltes beigetragen. Die wiederholten Auflagen und die rasche Uebersetzung ins Deutsche beweisen, daß Lehmann sein Ziel: »eine Darstellung vom wahren Kern der verschiedenartigen magischen und spiritistischen Berichte zu geben«, vollauf erreicht hat. Das Werk wird jedem gebildeten Leser der beste Führer auf dem Gebiete der Geheimwissenschaften sein. Dr. A. Perkmann.

Dim. Lukopoulos: *Aitolikai oikeseis skeue kai trophai*. Sitzungsberichte des Ethnographischen Archivs 5. (146 S., 77 Abb.) Athen 1925.

Seit mehr als einem Menschenalter schon hat sich das volkskundliche Interesse an dem seit der Antike überlieferten geistigen Gut auf griechischem Volksboden betätigt und es vertiefender Forschung nutzbar gemacht. Auf dem Gebiete der Sachkultur ist aber seit O. M. v. Stackelbergs »Bildern aus dem Leben der Neugriechen« kaum auch nur die Stoffsammlung in wissenschaftlich nennenswertem Ausmaß betrieben worden. Die vorliegende Veröffentlichung begrüßen wir als ersten Versuch einer gewissenhaften Verzeichnung des Stoffes in einem abgegrenzten Typengebiet, der namentlich bezüglich des Hausbaues schon lehrreiche Einblicke ermöglicht. Neben den Stockhaustypen sei auf die Doppelhäuser, Wehrtürme, die Dachhütte und den Windschirm hingewiesen. Zu ergänzen wären die Beobachtungen zum hölzernen Hausgerät nach der Seite der Schnitzverzierungen hin (Technik und Muster), namentlich bei den Trinkschalen. Hoffentlich entschließt sich der Verfasser, dem bald eine Veröffentlichung der Arbeitstechniken, namentlich Holz- und Textilarbeit (Spinnrockentypen) folgen zu lassen. Er ist des europäischen Interesses seiner Veröffentlichung sicher. A. Haberlandt.

An bemerkenswerten Einläufen verzeichnet die Bibliothek des Museums für Volkskunde ferner:

Carl W. Schnitler: *Norges kunstneriske opstagselse*. Maleren Erik Panelsens Norske Landskaper 1788. (Gammel Norsk Kultur: tekst og Billeder utgit av Norsk Folkemuseum. Kristiania 1920. 87 S., zahlreiche Abbildungen.)

C. W. Schnitler: *Malerkunsten i Norge i det attende Aarhundre*. Kristiania 1920. 154 S., zirka 150 Abb.

Dr. J. Manninen: *Estnische Handschuhe*. (Ethnographische Monographien 2.) Dorpat (Tartu) 1927. 22 Seiten, 28 Tafeln.

Dr. J. Manninen: *Setude Ehitused* (Die Bauten der Setukesen). 62 S. Deutsche Zusammenfassung, 61 Abb. (S. H. aus Eesti Rahva Museum; Aastaraamat I—II. Dorpat 1925—26.)

Dr. J. Manninen: *Etnograafiline Sonastik* (Volkskundliches Sachwörterbuch). 84 S., 131 Abb. Dorpat (Tartus) 1925.

Ein alter Hochzeitsbrauch im Salzkammergut im Lichte mythischer Ueberlieferung.

Von Dr. Karl Spieß, Wien.

Im Salzkammergut begegnen wir bei den Holzknechten dem merkwürdigen Brauch,¹⁾ daß der Bräutigam am Vortage der Hochzeit »gekreuzigt« wird. Die Hochzeit findet am Sonntag statt. Am Freitag wird im Geheimen aus zwei Baumstämmen ein Kreuz hergerichtet. Am Samstag wird der Bräutigam nach dem Feierabend von seinen Kameraden überfallen, die ihm die Hände mit Riemen an den Rücken binden und ihm hierauf das versteckthaltene Kreuz zum Tragen aufladen. Unter Lärmen wird er mit Riemen und Stricken geschlagen und so zu Tal getrieben. Kommt man zum nächsten Wirtshaus, so kann sich der Bräutigam durch eine Spende an Bier loskaufen. Arbeitet der Brautführer auch in dieser Gruppe von Holzknechten, so wird er »gsabelt«, das heißt, ihm wird, nachdem er vorher gefesselt wurde, eine gebogene, entästete Fichte als Säbel mit Stricken angebunden, auf die dann seine Kameraden beim Gehen darauftreten, um ihn zu Fall zu bringen. Auch er wird gepeitscht. Der Säbelträger soll offenbar Petrus vorstellen. Gelegentlich soll auch ein Holzknecht mit langem, vorgebundenem Barte als Judas mitziehen.

Wenn ich nach den Ausführungen A. Haberlandts das Wort zu diesem Brauch ergreife, so geschieht es in der Absicht, von anderer Seite her diese eigentümliche dramatische Vorführung zu beleuchten.

Die Kreuztragung des Bräutigams ist hier offenbar eine Probe, als deren Preis die Braut gilt. Allerdings hat die Erprobung hier einen stark passiven, leidenden Zug. Im Mittelpunkt zahlreicher Mythen- und Märchenformen steht die Preisjungfrau, die zu erwerben der Held auszieht. Die Art, wie er sie gewinnt, ist sehr verschieden. Die aktivste Ausprägung ist die des Drachenkampfes. Die dahinweisende Märchenform ist die des Zwei- und Drei-Brüder-Märchens. Zwei-Brüder-Stoff bei Grimm KHM. Nr. 60, 62, 85; Drei-Brüder-Stoff Nr. 57, 91, 166 (97, 111). Der Held erlegt den Drachen und könnte nun die Jungfrau heiraten. Es tritt aber ein Gegenspieler auf und die Hochzeit erfolgt erst nach mannigfachen Hindernissen. Hier schon finden wir den Zug, daß der Held zuweilen nicht allein den Drachen bezwingt, sondern

¹⁾ A. Haberlandt, Ein alter Hochzeitsbrauch im Salzkammergut und seine Beziehungen. Wiener Zeitschrift für Volkskunde. XXXI (1926) S. 77.
R. Zoder, Zum »Alten Hochzeitsbrauch im Salzkammergut«. Wiener Zeitschrift für Volkskunde. XXXII (1927) S. 14.

dazu einer Hilfe bedarf, die ihm von den Tieren der drei Reiche, von seinem Pferde oder von seinen Hunden geboten wird. Vor dem Drachenkampfe bedarf er der Stärkung durch einen Trunk in drei Zügen, nach dem Drachenkampfe kommt die schwache Stunde. Er wird sogar getötet (passiver Zug) und wieder belebt. Bis in die letzte Vergangenheit wurde dieses Geschehen auch dramatisch dargestellt. Drachenstich zu Furth, zu Bozen, ¹⁾ des Schützenkönigs in den Rheinlanden. ²⁾

Klar tritt uns ferner die aktive Art bei der Erprobung in jenen Märchen und Mythen entgegen, wo die Hand der Preisjungfrau gewöhnlich durch Meisterschuß und Wettlauf errungen wird. Wer Brünhild in Minne begehrt, muß sie in drei Spielen besiegen, im Speerschießen, im Steinwurfe und im Sprunge. Grimm KHM. Nr. 71, Sechse kommen durch die ganze Welt; 134, Die sechs Diener (Geradezu eine dramatisch bewegte Brautwerbe- und Hochzeitsfeier). Hier ist der Held besonders auf Helfer angewiesen, um mit ihrer Unterstützung die schwierigen Aufgaben zu lösen. Dramatische Gestaltung: Pfingstschießen der Schützengilden nach dem Vogel, Pfingstlaufen der Halterbuben auf den Gailtaler Almen nach einer »Maje« (Maibaum), Pfingstwettlauf von drei Burschen um den Brautkranz der Brunnenjungfrau in Weitensfeld ³⁾ (Gurktal). Die Preisjungfrau ist, wie wir noch sehen werden, stets die Verwahrerin des Lebenswassers.

An Stelle der Taten tritt dann das Erraten von Rätseln. Die Preisjungfrau stellt Rätsel oder läßt sich solche vorlegen. Der Freier, der das Rätsel nicht erraten kann oder dessen Rätsel erraten wird, verliert den Kopf. Grimm KHM. Nr. 22, Das Rätsel. Schließlich gilt als Probe das Verstecken. Dessen Versteck entdeckt wird oder der die Verstecke nicht findet, zahlt mit dem Kopfe. Grimm KHM. Nr. 191, Das Meerhäschen. Um das Schloß der schwer zu Erringenden ist ein Zaun mit Pfählen gezogen, an deren Spitzen die Köpfe der Freier gesteckt werden, die die gestellte Aufgabe nicht lösen können. Reste vom Rätselkampfe finden sich noch im deutschen Volksliede. Hier ist es der Mann, der an das Mädchen die Fragen stellt: ⁴⁾

Mädchen, ich will dir auf zu raten geben;
Wenn du's errätst, so heirat' ich dich.

In der schottischen Ballade ⁵⁾ von Lady Margaret stellt nach alter Art das Mädchen drei Rätselfragen an den Ritter unter dem Hinweise, daß es mit ihm vorbei sei, falls er keine Antwort wisse.

¹⁾ K. Spieß, Der Mythos als eine der Grundlagen der Bauernkunst. Jahrbuch für historische Volkskunde. Berlin 1926, II, S. 109.

²⁾ E. Jacobs, Die Schützenkleinodien und das Papageienschießen. Wernigerode 1887, S. 83.

³⁾ V. Geramb, Deutsches Brauchtum in Oesterreich. Graz 1924, S. 47.

⁴⁾ A. Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge, 69; F. L. Mittler, Deutsche Volkslieder, S. 794.

⁵⁾ K. Knortz, Schottische Balladen, Halle 1875, Nr. 1.

Eine starke Abschwächung aktiven Eingreifens, das bereits mit passiven Elementen durchsetzt ist, finden wir in dem Märchen vom »Fürchten lernen«. Grimm *KHM.* Nr. 4. Der Held spielt, um die Hand des Mädchens zu erhalten, im verwunschenen Schlosse mit Gespenstern Karten, rasiert ein Gespenst, beschneidet die Krallen einer gespenstischen Katze und dergleichen. A. Rittershaus ¹⁾ hat darauf hingewiesen, daß er ursprünglich das Fürchten wohl dabei lernt, da ihm der Kopf verkehrt aufgesetzt wird, was er aber durch Lebenswasser wieder beseitigen kann. Darauf spielt offenbar an, daß jedem, der eine Nacht im Schlosse zugebracht hat, am Morgen der Hals umgedreht war. ²⁾

In weit verbreiteten Märchen befreit der Held nicht mehr die Preisjungfrau, gewinnt sie auch nicht durch Taten, sondern erlöst sie dadurch, daß er drei Marternächte durchmacht, daß er eine regelrechte »Passion« auf sich nimmt. Dadurch ist eine nicht zu verkennende Parallele zu obigem Brauch aus dem Salzkammergut gegeben. Der Bestand dieser Märchenform — Grimm *KHM.* Nr. 92, Der König vom goldenen Berge — ist kurz folgender: Ein Vater verpfändet unbewußt den ungeborenen Sohn dem Teufel. Nach festgesetzter Frist (12, 14, 16, 18 Jahre) kommt dieser, um den ihm verfallenen Jüngling zu holen. Er entführt ihn zwar, wird aber um sein Recht geprellt (durch Gebetbuch, Gebet, Beschreibung eines Kreises mit einem Kreuze in der Mitte) und muß seine Beute fahren lassen. Der Held gelangt durch eine Tür in einen Berg, wo er in einem Schlosse eine schwarze Jungfrau antrifft, auch ihre Mutter, eine Hägse, ist zuweilen dort. Wenn er drei Marternächte schweigend für die Verwunschene durchmacht, wird sie erlöst und seine Braut. In steigenden Qualen ³⁾ hält er die drei Nächte durch. Es wird mit ihm Fangball gespielt. Er wird gestochen und geschlagen, Kopf, Hände und Füße werden ihm abgeschlagen, er wird zerstückelt, in tausend Fetzen zerrissen. Die Martern enden mit dem Glockenschlage 12 oder 1, dann erscheint die Jungfrau und heilt ihn mit Lebenswasser. Sie ist nach der ersten Probe viertelweiß, nach der zweiten halbweiß und nach der dritten ganz weiß. Sie erscheint in strahlender Schönheit, nackt oder im Goldgewande. Es folgt die Hochzeit, wodurch der Held bei Grimm »König vom goldenen Berge« wird. Nach einiger Zeit überkommt ihn die Sehnsucht, seine Eltern zu sehen. Das wird ihm gestattet, doch darf er von der Schönheit seiner Frau nicht sprechen. Da er bei seinen Eltern weilt, wird ihm die Tochter des Gutsherrn zur Heirat angetragen, wobei er notgedrungen von der Schönheit seiner Frau spricht. Dadurch geht er ihrer verlustig und kann sie nur nach mühevollen Wanderfahrten, auf denen er

¹⁾ A. Rittershaus, Die neuisländischen Volksmärchen, Halle 1902, S. 378.

²⁾ G. Schambach und W. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, Göttingen 1855, S. 272, Nr. 9, Die weiße Katze.

³⁾ Zahl der Peiniger gewöhnlich 3, auch 12; Troll mit 3, 6 und 9 Köpfen.

Zauberschwert, Tarnhelm und Flügelschuhe (Siebenmeilenstiefel) gewinnt, wieder erreichen, eben da sie vor der Hochzeit mit einem anderen steht.

Zunächst wäre zu bemerken, daß der Held in einigen Fassungen ¹⁾ aus seiner passiven Haltung zur Betätigung übergeht, indem er den Trollen, von denen er sich zuerst mit Ruten schlagen ließ, schließlich die Köpfe abschlägt.

Obiger Märchenform kommt insoferne besondere Bedeutung zu, als sie in Beziehung zur Nibelungensage steht, was schon die Brüder Grimm erkannten. Wenn der Held daheim die ihm angebotene Gutsherrntochter nach dargereichtem Vergessenheits-tranke wirklich heiratet, so ist die Uebereinstimmung dem Verständnisse noch näher gebracht.

In einigen Fassungen ist es eine Hinde, ²⁾ welche den Helden zur Höhle lockt, wo sie sich ihm als schwarze Jungfrau zeigt. Durch diesen Zug rückt die Erzählung in die Nähe der »Hinde mit der Altasdecke« ³⁾, die ihrerseits wieder mit dem Nibelungensstoffe und mit der Peleussage verknüpft ist. Wie das Märchen vom Fürchtenlernen und auch das eben genannte gelegentlich zum Drachenkampfe hinüberschwenkt, so enthält auch die alte, auf Grund reichlicher, aber trummhafter Ueberlieferung vorausgesetzte Peleis ⁴⁾ den Kampf des Peleus mit schädlichen Raubtieren, denen er die Zungen ausschnitt, woran sich die Gewinnung der Meerjungfrau Thetis anschloß, die er nur durch Ueberwindung der Schreckformen von Löwe, Schlange — auch die schwarze Jungfrau ist gelegentlich eine Schlange und Meerjungfer ⁵⁾ — Wasser und Feuer erhält, die ihn aber darauf ebenso wieder verläßt wie die erlöste Jungfrau unseres Märchens ihren Gemahl.

An diesem Punkte wollen wir eines Hochzeitsbrauches aus der Steiermark gedenken, den uns Rosegger ⁶⁾ in unvergleichlich schöner Form mitgeteilt hat. Indes zur Hochzeit gerüstet wird, führt der Vater den Sohn entlang der Gemarkung des Anlehens herum. Bei jedem Grenzstein gibt er ihm eine gute Lehre und verabreicht ihm einen Backenstreich. Zuletzt kommen sie zu den Totenbrettern, gedenken der Toten. Der Alte spricht: »Mögest du dereinst einmal in deinem Daheim in Frieden sterben!« Darauf kommt ihnen ein Mädchen mit grünem Kranz im blonden Haar entgegen, die Braut.

Ein weit verbreiteter Hochzeitsbrauch bestand darin, daß der Bräutigam nach der Trauung in der Kirche geschlagen wurde,

¹⁾ So bei Asbjörnsen, Norwegische Volksmärchen: Die drei Prinzessinnen aus Witland.

²⁾ U. Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen, Leipzig 1891, Nr. 55, Die Königin von Tiefenthal.

³⁾ G. Hüsing, Zur Hinde mit der Altasdecke; Zur Hinde mit den Fußspangen (Rüzwānsäd und Thetis) in Mitra S. 41 u. S. 318.

⁴⁾ W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, II 49, 52 ff.

⁵⁾ U. Jahn, a. a. O., Nr. 56, Die Königin von Siebenbürgen.

⁶⁾ P. Rosegger, Volksleben in Steiermark: Merkstabel und Leichbretter.

wogegen sich eine 1536 zu Köln gehaltene Provinzialsynode wendet.¹⁾ Den Schlag finden wir bei der Firmung wieder, wo er sich in Ritualien, die älter als das 10. Jahrhundert sind, nicht findet. Er erscheint als ein Rest altgermanischer Sitte, aus germanischen Rechtsaltertümern übernommen.²⁾ Der angehende Ritter³⁾ wurde nach Fasten am Vortage, nach einer im Gebete in der Kirche verbrachten Nacht, nach Empfang des Abendmahles durch drei Schläge mit flachem Schwerte unter Anrufung der Drachentöter zum Ritter geschlagen mit den Worten: Im Namen des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter. Nach alten deutschen Innungsbüchern erhielt der Lehrling bei der Freisprechung einen Backenstreich.⁴⁾

Durchwegs handelt es sich hier um Uebergangsbräuche, vom Knaben zum Jüngling, vom Jüngling zum Manne, beziehungsweise zum Ehemanne. Wie wir aus entsprechenden Zeremonien primitiver Völker wissen, spielt dabei die Vorstellung mit, daß der Einzuweihende durch eine Art Passion in dem einen Stande stirbt, um als Neuerweckter verjüngt in dem anderen aufzuleben.

Es dürfte vielleicht Zweifeln begegnen, ob der so verkürzte steirische Brauch in Verbindung mit den Marternächten des Märchens, mit einer Passion gebracht werden darf. Ein zeitlich und örtlich fern abliegender Brauch vermag uns das Verständnis zu erleichtern.

Am 5. Nisan des babylonischen Neujahrsfestes⁵⁾ steht der König allein in der Mardukkapelle. Der Oberpriester entkleidet ihn seiner Herrschaftszeichen, des Szepters, Ringes, der gezähnten Sichel, der Krone, und legt sie vor dem Mardukbilde nieder. Darauf gibt er dem König einen Backenstreich, zieht ihn an den Ohren, läßt ihn niederknien und ein Bußgebet sprechen. Hierauf wird er im Namen Marduks wieder in Gnaden aufgenommen und erhält seine Königsabzeichen zurück.

Hier mag man an die verwickelten Festbräuche beim Eintritt des Herzogs von Kärnten am Fürstenstein zu Karnburg (darüber G. Graber in Sitzungsbericht der Wiener Akademie der Wissenschaften, 190. Bd., 1919) denken, die in Kürze folgende sind. Der Herzog legt seine Standestracht ab und bäuerliche an: grauen Rock, Bundschuhe, Mantel, spitzen Hut, Hirtenstab. Umreitet auf einem Feldpferd (noch zu keiner Arbeit verwendete Stute) dreimal den Stein. Zwischen dem Feldpferd und einem schwarz-weißgefleckten Stier schreitet er zum Stein, wo der Freibauer Fragen an ihn stellt, ähnlich wie bei der deutschen Königskronung. Der

¹⁾ Harzheim, *Concilia Germaniae, Coloniae 1767*, Tom VI 289.

²⁾ P. J. Münz, *Der Backenstreich in den deutschen Rechtsaltertümern und im christlichen Cultus. Annalen des Vereines für Nassauische Altertums- und Geschichtsforschung*, IX (1868) 353.

³⁾ P. J. Münz, a. a. O. 347.

⁴⁾ P. J. Münz, a. a. O. 346.

⁵⁾ H. Zimmern, *Das babylonische Neujahrsfest*. Leipzig 1926. *Der alte Orient*: 25/3. S. 12.

Freibauer gibt dem Herzog einen leichten Backenstreich, tritt ab und bekommt als Entgelt Stier und Pferd. Der Herzog tritt auf den Stein, schwingt unter Gelobung das entblößte Schwert, tut einen Trunk frischen (lebendigen) Wassers aus seinem Hut. Hierauf Weihe in der Kirche zu Maria Saal. Erst jetzt wird die Bauerntracht ab- und das Fürstenkleid angelegt. Entzündung neuen Feuers: Feuerbrände an den Grafschaftsgrenzen. Mahdrecht: Während der Herzog auf dem Stuhl sitzt, mähen die Gradenegger für sich Gras, so viel sie können. Plünderungsrecht (?) der Rauber. Wenn es auch gar nicht bestanden hat, so ist es doch bezeichnend, daß Derartiges, wenn auch in späten Quellen, überhaupt erwähnt wird. Die »etymologische Sage« (Graber 121) hat hier ungemein stilecht ergänzt.

Wenn wir die großen Schwierigkeiten bedenken, die sich dem Verständnisse dieser Kette von Bräuchen entgegenstellen, da Geschichtliches, Wirtschaftliches, Rechtsgeschichtliches, Abwehrrauber und dergleichen abgefärbt haben und durcheinandergehen, so ist es doch erstaunlich, wie klar hier noch das Grundgefüge dramatischen Festgeschehens als Spiegel mythischer Ueberlieferung erkennbar ist, so daß wir gar keiner Deutung bedürfen. Zum Wassertrinken ist nur zu bemerken, daß das Wasser einem schwachen, gegen Osten zu in unmittelbarer Nähe des Festplatzes entspringenden Sauerling, der heute noch als heilkräftig gilt, entstammt. Grabers Verlegenheit bei der Deutung dieses Zuges ist nur allzu deutlich, da auch Grimms Rechtsaltertümer hier völlig im Stiche lassen. Nach allem Vorgebrachten aber bedarf auch dieser Zug keiner Deutung, er ist nur eine willkommene Bestätigung des zu Erwartenden.

Die Epagomenenzüge werden durch andere »Eintritte ins Land« ergänzt, siehe Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, I. Buch, Kap. I 13 (Einäugiger Bote, einäugiges Pferd, einäugiger Hund — einäugig = blind. Der Halbe: anderthalb pferd und anderthalb man; dritthalb pferd, dritthalb man, dritthalb hund; zwölfhalb pferd u. a. m.). Die Krönungsfeierlichkeiten rufen dringend zu eingehender Bearbeitung auf, da schon am Krönungsornate uralte Ueberlieferung haftet, siehe R. Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt, München 1910. Nicht nur in Babylonien, auch in Aegypten, wo das Osiris-Fest dem Marduk-Feste entspricht, ist das Kalenderfest ein Spiegel der mythischen Ueberlieferung, A. Erman, Aegyptische Religion, S. 51.

Zimmern ist nun der Ansicht, daß der König als irdische Entsprechung des himmlischen Götterkönigs die Passion jenes sinnbildlich durchmacht.

Bel-Marduk macht an einem der Nisan-Tage eine Passion ¹⁾ durch, die uns in der Form einer Art Festspieles erhalten ist. Er wird am Berge festgehalten, verhört, geschlagen, verwundet und

¹⁾ H. Zimmern, Das babylonische Neujahrsfest. Bericht über die Verhandg. d. sächs. Ges. d. Wissensch. zu Leipzig, phil.-histor. Kl. 70. Bd. (1918) S. 2 ff.

seiner Kleider beraubt. Hierauf wird er in den Berg gebracht und getötet. Darüber entsteht in der Stadt ein Aufruhr. Bel-Marduks Gattin Beltis-Szarpanitu macht sich auf, ihren Gatten zu suchen. (Wahrscheinlich führt sie das Lebenswasser mit sich.) Bel-Marduk wird wieder zum Leben zurückgebracht, kommt aus dem Berge hervor, ein Weltschöpfungslied wird ihm gesungen.

Zimmern hat des Weiteren auf die große Uebereinstimmung zwischen der Passion Bel-Marduks und der Christi hingewiesen. Hinzuzufügen wäre noch, daß Christus mit Maria im Himmel Hochzeit hält. Maria ist nach volkstümlicher Ueberlieferung »die Schwarze«, sie wird im Aehrenkleide dargestellt, so wie Szarpanitu, die jungfräuliche Gemahlin Marduks die »Aehre« und als Venus auch »die Schwarze« ist.

An einem der Nisan-Tage wurde wohl auch das Hochzeitsfest des Marduk mit Szarpanitu kultisch gefeiert, wofür nach Zimmern eine Kalenderbemerkung für den Monat Nisan: »Marduk, der Allweise, eilt zur Brautschafft« spricht.

Ganz wie in dem angezogenen Märchen folgt hier auf die Marter die Hochzeit. Der Festbrauch mit dem König aber, der in unmittelbarer Nähe des Leidens des Gottes steht, hat seine Entsprechung in den vorgenannten Bräuchen, bei denen der Schlag eine wesentliche Rolle spielt.

Das Vorgebrachte schließt sich ineinandergreifend zum Kreise. So knapp auch die Hinweise sein mögen, sie lassen doch ahnen, wie verschlungen die Wege sind, auf denen sich ein Brauchtum zur Gegenwartsform abschleift, wie machtvoll die Ueberlieferung ist, daß sie sich auch heute noch in dramatischer Gestaltung mit wechselndem Bilde, aber bleibendem Sinne entspannt.

Das Kärntner Heimatmuseum.

Von Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Die Selbstbestimmung des Kärntner Volkes, die durch die Abstimmungsbewegung im Jahre 1920 angebahnt wurde, hat zu einer wissenschaftlich wie musealtechnisch gleich verdienstlichen und hohen Lobes würdigen Leistung geführt: der Schaffung des Kärntner Heimatmuseums in Klagenfurt. Eine ganze Reihe von Förderern ist ihm unter der zielbewußten Führung und unermüdlischen Beihilfe des Hofrates Raunegger erstanden — wir vermögen sie hier nicht aufzuzählen — vorweg aber sei gesagt, daß ihr Werk sie alle lobt: die geistigen Führer, die Museumsleute in ihrer liebevollen Kleinarbeit wie die Bevölkerung, die zum Bild ihres Daseins zusammensteuerte. Der Eindruck, den der Beschauer vom altbodenständigen Kärntner Hausleben und Wirtschaftswesen gewinnt, ist ein mächtiger und steht hinter dem gleicher Innenräume in den nordischen Freiluftsammlungen nicht zurück. Zu einer solchen Freiluftausstellung hat es — wir wollen hoffen vorläufig — nicht

gelangt, das Museum mußte vielmehr mit einem sehr bescheidenen Quartieranteil in den alten Landessammlungen vorlieb nehmen. Aber man hat es in der Tat verstanden, aus der Not eine Tugend zu machen und durch Einbau im Untergeschoß für eine vollständige alte Rauchstubenwohnung als Kernstück der Sammlung jenes mittelalterliche Helldunkel zu schaffen, das zu dieser primitivsten Behausung, die unser Bauer in den Alpen kennt, ganz richtig dazugehört. Auch den sachkundigen Museumsbeobachter packt hier ganz unmittelbar die urwüchsige Naturkraft, mit der in einer solchen dem gerodeten Waldboden abgerungenen Heimat alle Kulturschöpfung wieder nur dem Holz anvertraut wird, zusammen dem Steingeröll, Lehm und Ton nahe bei dem Hause, wenn wir von dem eisernen Arbeitsgerät absehen, Aexten, Hauen, Sicheln, Beilen, Sensen, Messern und der eisernen Pflugschar, die der Bergsegen gleichfalls im nachbarlichen Umkreis seit vorgeschichtlichen Zeiten gewinnen half. Das Museum verwahrt eine bemerkenswerte Sammlung von solchem bodenständig urtümlichen Arbeitsgerät, besonders den mit eingeschlagenen Verzierung versehenen »Zappeln« (zu ital. zappa, Beilpicke) aus dem oberkärntnerischen Lieser- und Maltatal.

Ein Gang durch das Hauswesen führt vorerst in die rauch-sammelnde »Labn« mit ihren wunderlich an den Stubenwänden aufstrebenden hölzernen Rauchführungen. In den Balkenfugen stecken Schneitelmesser oder man hat hier Pflöcke eingeschlagen, um Sensen dranzuhängen, Futterkörbe, die wichtigen Traggestelle der Buckelkraxen und anderes mehr. Der riesige aus Steinen aufgemauerte Vorderladerofen mit Kogl und vorgesetztem Herd nimmt fast ein Drittel der auf der einen Seite angelagerten Rauchstube ein. Eiserne Feuerböcke, Roste, Pfannenhalter und eine mächtige Kesselschwinge bilden das Herdgerät und nur Schwarzesgeschirr aus Eisenton von den kleineren Kochtöpfen bis zur gewaltigen Wasserurne ist neben spärlichem glasierten Braungeschirr auf Herd und Tisch zugelassen. An Tischgerät finden wir Eßbretteln, aus einem Baumstumpf gehöhlte oder gedrehte Krüge, gedrehte Holzschüsseln mit Fettnapf in der Mitte, Näpfe und Teller und eine jener aus breiten Dauben gefügten niedrigen und breiten Wasserkummen für das Gesinde, die noch durchaus den breiten hölzernen Deckelkannen des Ostseegebietes, namentlich Estlands, Lettlands und Finnlands, entsprechen. Ueberfluß und Verschwendung an Holz überall; geklobte Bohlen bilden die Sitzflächen für die den Tisch an der Innenseite begleitenden Bänke. Aus dem Vollen gehöhlt im Kleinen die Teigtröge, der Abwascheimer für das Eßzeug und die gewaltigen Sieblöffel für die Milch, wie im Großen die Bank für den Schleifstein oder die Biegebank des Wagners. Eierkörbe, wie sie die süddeutschen Kleinmeister schon im 16. Jahrhundert den Bauersfrauen auf ihren Stichen in die Hände gaben, die uraltertümlichen Kieferwurzelkörbe für das Näh- oder Strickzeug, ein Hängerahmen zum Trocknen des Holzes

neben dem Kogl, ein Pochhammer, der, an einer Achse beweglich, unter der Decke befestigt ist, um frühmorgens das Gesinde im Oberstock »aufzuläuten«, über all das der glänzend schwarze Kienruß gebreitet — das ist in der Tat lebendig gebliebenes Mittelalter, wenn nicht wie zum Teil gar Altertum unseres Volkes. Beengt und klein ist alle Bequemlichkeit des Daseins, die schmale an der Wand umlaufende Sitzbank oder etwa ein an der Wand aufzuklappendes Tischbrettchen und eine Liegestelle mit dünnes Streulage auf dem Bretterkasten, der nicht die Länge eines ausgewachsenen Menschen erreicht. Ein Kreuzstockerl mit ganz niederen Füßen dient wie in Urzeiten als Sitzgelegenheit neben einem Lehnstühlchen im Stile des 18. Jahrhunderts, welch letzteres, von wuchtiger Bauernhand in dieses Dasein gesetzt, mit seinen derben, nur andeutend profilierten Strebelehnen und plumpem Holzgerüst eher ein altgermanisches Bauwerk als ein Werkstück neuzeitlicher Zivilisation zu nennen ist.

Ansehnlicheres an neuem Kulturgut bietet nur die Hinterladerstube, die an der anderen Seite an die »Labn« anschließt. Auch hier kennzeichnet aber der schwarze Schlüsselkachelofen, durchaus Formen entsprechend, die auch in salzburgischen Hochtälern vorkommen, die Altartigkeit der Wohnkultur. Im Himmelbett liegen reich, wenn auch etwas derb bestickte Pölster — zumal das Gailtal liebt starke, durch Rot besonders in ihrer malerischen Wirkung gehöhte Farben. Eine in den Raum gestellte Truhe zeigt jene einfache Malerei auf naturbelassenem, durch Firnisüberzug braun gebeiztem Grund, wie sie mit dem ausgehenden Mittelalter auch im Alpach- oder Oetztales in Tirol als ein für allemal stilbildend aufgetreten ist. Die Renaissance-schnörkel unseres Stückes könnten in ihrer volkstümlichen Vereinfachung geradezu von einem Alpacher Künstler gezeichnet sein. Eine merkwürdige volkstümliche Stilvermengung offenbart eine andere nicht mehr nach spätgotischer Art gefelderte, sondern schon mit Bogenstellungen versehene Truhe in einem anderen Raum. Sie zeigt gezeichnete Zirkelschlagrosetten in den Feldern, wie sie im 13. Jahrhundert in Ritzverzierung weitum gebräuchlich waren, dazu aber eine Umfassung und Zierränder in Brandpunzen, die an freien Flächen zu kleinen Drei- und Fünfspossen zusammengesetzt sind. Die alte im südslawischen Bereich über Krain bis Dalmatien und Bosnien hin verbreitete Brandtechnik steht hier also schon im Dienste westeuropäischer Formüberlieferungen. Indes lehrt gerade diese so stark im Ergologischen wurzelnde Sammlung, daß man nicht die richtige Einstellung zum Problem hätte, wenn man solche und andere Kunstübung nur als gesunkenes Kulturgut ansprechen wollte. Oft findet der Volkshandwerker das künstlerische Endziel mit seinen Mitteln folgerichtiger als der technisch »fortgeschrittenere« Zünftler. An ein paar Mangelbrettern fällt dies deutlich in die Augen. Der Dorfhandwerker hat außer einer der Zeitkunst um 1800 abgeläuschten

zarten Reliefschnitzerei dem einen konventionell geformten Brett einen gedrechselten Halteknopf — reichlich schlecht zum Halten — gegeben, der Kärntner Bauernknecht modellierte an seiner Minnegabe in unerhört weicher künstlerischer Linienführung einen Griffappen aus dem vollen Holz, dem er im übrigen durch einfache Abkantungen eine nur durch ihre Maße wirkende, durchaus originelle Zweckform gab. Dies liebevolle und im Endergebnis künstlerische Wirksamkeit entfaltende Eingehen auf ein Höchstziel des Arbeitswertes können wir an den alten Fügungen des Blockwerks der Getreidekästen ebensogut beobachten, wie an den Sichelgriffen, an den Jochen mit ihren elegant geschwungenen Führungskerben und Lochungen für die Zugstränge und an allerhand Handgerät. Auf dieser Arbeitsstufe unterstellt einfaches Schnittwerk, ein Herz, der Name Jesu, die Umrißzeichnung der Sennerin und die Jahreszahl auf einem Mangelbrett etwa das Werk den Bindungen der Gemeinschaft und der höheren Mächte genau so wie dies auf einem Ochsenjoch eingebrannte Kreuze, Strahlenräder und auch wieder die Jahreszahl (1794) besorgen, wobei bezeichnenderweise die 4 am Schlusse ihre verkehrtliegende Stellung wie im Mittelalter bewahrt hat. In anderen Fällen folgt auch in diesen abgeschiedenen Alpengegenden der Volkskünstler alten rein volkstümlichen Ueberlieferungen aus weiterem Umkreis, so in der kunstvollen Griffbildung von Butterstempeln mit allerhand Kantungen und Durchbrechungen (Heiligenbluter Gebiet) und an den hochaltertümlichen Raistenspießen mit anhängenden, aus dem Vollen geschnittenen Kettchen. Ein Löffelstühlchen wieder verkörpert einen Typus, der gleichfalls vereinzelt bei den deutschen Kolonisten in Ungarn wiederkehrt und aus Mitteldeutschland von ihnen dorthin gebracht sein muß, denn nur die hessische Schwalm kennt ihn auf altem deutschen Heimatboden. Auch die Griffe einfacher Fuchsschwanzsägen verdanken manches hübsche Formenspiel rein bäuerlicher Handfertigkeit. Die Flächen der Butterstempel und Model offenbaren ähnliche Stilabfolge in der Entwicklung des bäuerlichen Schnitzwerks im Laufe des 19. Jahrhunderts, wie wir sie auch sonst in den Alpenländern antreffen.

An Arbeitsgerät ist in räumlich guter Verteilung so gut wie alles zur Schau gestellt, was zum Hauswerk des Bauern gehört: von den übereck geschäfteten Klingen zum Schindelspalten und den alten Schlichtbeilen angefangen bis zum Steigbaum, den man ans Dachgerüst anhängt, um mit kammartigem Instrument die Strohbünde zu ordnen und auszugleichen. Auch zur Flachsbereitung findet man alle Behelfe beisammen. Ein reizendes Stück Volkskunst stellt auch hier wieder ein kleiner zweischäftiger Bandwebstuhl dar, dessen Gerüst ganz mit Kerbschnitt übersponnen ist.

An Handwerkerstuben nennen wir die Weber-, Schneider- und Schusterwerkstatt, auch der Arbeitsraum eines Schwarzhafners wurde zustandegebracht. Die höchst altertümliche Formen des

frühen Mittelalters bewahrenden Töpfe mit Knopfdeckel, Kannen mit Siebausguß, Milchhafen und anderes mehr wurden und werden bis heute noch auf den Markt gebracht.

Auch die Trachtensammlung ermöglicht bereits jetzt eine wohlgerundete Ueberschau über die einzelnen Talschaften, das Möll- und Liesertal, Glan- und Lavanttal, Rosental und Ferlach, das Lesach- und Gailtal, wo besonders die alten gestickten Schafpelze ein bemerkenswertes Charakteristikum darstellen. Goldhauben, kleines Stickwerk, durchbrochene Hornkämme ergänzen diesen Grundstock. Die Figurinen mit holzgeschnitzten Köpfen bewähren sich recht gut in der Charakterisierung der Typen der Bevölkerung. Erwähnenswerte Einzelstücke sind die breiten, den Sulmtaler Formen durchaus entsprechenden Strohhüte des Lavanttales, denen die Filzhüte der Männer an Größe übrigens nicht nachstehen. Die Rosentaler Männertracht könnte ganz gut auch für eine Badener Hauertracht aus der Zeit um 1860 gelten, so gleichmäßig hat die Mode in beiden Gebieten sich ausgewirkt.

Ein gelbseidenes abgestepptes Kleid mit hochgezogener Taille aus Friesach ist auch ein den obersteirischen Gewerkensfrauen wohlvertrautes Prunkgewand, aus dem Lesachtale erwähnen wir neben den Tiroler Spitzhüteln die von den Frauen getragene Pozzahaube. Ein besonderes Stück ist schließlich ein Hochzeitsmantel aus dem Rosental von einem Vollbauern mit vier Kragen, den ein alter Kärntner bei Lebzeiten noch jeden Sonntag anlegte. Die Sammlung enthält auch einige sehr gute Larven und die vollständigen Anzüge für den Tod — mit aufgemaltem Skelett — und den Teufel — schwarz mit roten Flämmchen — bildhaft, wie auch das Märchen die Erinnerung daran festhält. Ein paar prächtige hohe »Palmen« leiten uns zu Sitte und Brauch des Jahres über. Wenn neben Wacholder und Weide auf dem Geäst eines solchen Gebindes Bockshörndel, Orangen, Äpfel, Brezen aus weißem Mehl neben Oelzweigen erscheinen, so meinen wir in der Tat schon einen Maien-Zweig der Mittelmeerländer vor uns zu haben. Gegen das steirische Gebiet hin begegnen reich gezierte Tischkreuze in künstlerisch beachtenswerter Durchbildung.

Auch sonst ist die Volkskunst in der kleinen Sammlung nicht übel vertreten. Wir verzeichnen das Erscheinen geschnittener Faßböden im Unterland, mit Brustbildern von Namensheiligen, meist aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammend, ferner der Scherzmalereien auf den Bienenstirnbrettchen und an zwei allerhand Erinnerungen an das Soldaten- und Jägerleben im 18. Jahrhundert festhaltenden Wandschalbrettern eines einschichtigen Waldbauernhauses. Unter den Pfeifen fällt eine wunderliche Alraunpfeife auf. Mit nüchterner Kühnheit sehen wir die Holzschnitzer an die Nachbildung einer stilvollen gotischen Heiligenfigur sich wagen, im übrigen wird man an den reizvoll naiven Krippendarstellungen wie immer dessen inne, wie vielfältig die Entwicklung auch namhafter Künstler von solchen kindlich-volks-

tümlichen Anfängen und Voraussetzungen bedingt ist. Hans Gassner, der Kärntner Bildhauer, hat als junger Bub ein paar von den Originalen, die sein Heimatdorf barg, mit trefflicher Lebenstreue in diesem sonst anonymen Gewimmel verewigt, das den hellen Strahl gläubiger Kunst auch in den dunklen Rauchhütten des Hochwaldes aufscheinen ließ. Holztäfelchen mit Pest-segen, eiserne Votive, eine mit einem Gebethaspel bei gläubiger Anflehung umwundene Figur und gute Votivtäfelchen von Iselberg bei Heiligenblut runden das Bild von Sitte und Brauch auch nach der religiösen Seite hin ab.

Wiener Kinderglaube.

Ein Beitrag zu »Volksglaube und Volksbrauch in der Großstadt«.

Gesammelt in Ottakring und Hernals (Wien XVI. und XVII.)

von Oberlehrer Leopold Höfer, Wien.

(Fortsetzung.)

Bekräftigung geschieht durch Niesen, drum sagt man: »Helf Gott, daß's wahr ist.

Belebung. Einem Kind unter sechs Wochen ist die Mutter gestorben. Jeden Tag um die Todesstunde gibt sie dem Kinde die Brust. Die Bauern holen einen Priester, der machte vor das Bett einen Kreis und in die Mitte ein Kreuz; wie sie hineintrat, ist sie wieder lebendig geworden und erst nach einem Jahr gestorben.

Bellen Hunde hinter uns, muß man sich umdrehen, sonst gibts Tod in der Familie; besonders, wenn der Hund dabei die Zunge heraushängen läßt. — Wer bellt, der meldt (A). (Wer widerruft, der läßt den Duft, Wer widerspricht, der hat's verricht!)

Bemmerl, bei der Ziege »Kaffec«, beim Meerschweindl: »Soviel B, soviel Glück«.

Bergmann in Böhmen vergoß das Weihwasser, da geschah ein großes Bergunglück. — Sieht der Stollenarbeiter an der Wand ein kleines Kreuzchen, so wird der Stollen einbrechen. (Pfaundorf.)

Beschimpfen darf man den Toten nicht, sonst holt er einen. — Er hat keine Ruhe; am besten ist's, überhaupt nichts reden.

Besen fällt? Zeigt an, daß der Nachbar von seiner Frau Hiebe kriegt. — Wenn man abends auskehrt, reiten die Hexen auf Besen herum. — Ein fliegender Besen klopfte in Oberösterreich nachts rot ans Fenster; es geschah nichts darauf. — Wenn der Besen von der Wand fällt, verkündet's den Tod (v). — »Wer zu Sylvester mit einem Besen tanzt, sieht, wer ihr Mann wird«. — Wenn die Dienstboten einen Bräutigam nicht wollen, stellen sie ihm einen Besen in die Quer. — Der Braut wird in St. Veit a. d. Triesting einer vor die Tür gelegt, sie muß damit auskehren; die den Besenstiel aufhebt, ist die richtige Braut.

Bestimmt stirbt in dieser Nacht, wem das Fleisch von der Gabel fällt. (Absdorf).

Besuch. Wenn die Tür von selbst aufgeht, der Ofen brummt und sich die Katze putzt, glaubt die Mutter, es kommt Besuch.

Betet man früh nicht, geht immer die Tür auf (A). »Ja, beim Greißler geht sie schlecht zu, der sagt's immer, statt daß er's machen laßt.« — 1915, Gassengespräch: »Ich bet, daß mein Vater nicht einrücken muß!« Zweite Bürgerschülerin: »Oh, wenn's was helfen tät, i betert in an furt, aber es hilft nix.«

Betreten soll man eine neue Wohnung nur mit dem rechten Fuß.
Betrunknem begegnen: Glück!

Bett. Man soll nicht essen im Bett, sonst, wenn man stirbt, hat man den Mund offen. — Wer nachts aus dem Bett fällt, stürzt am Tag von einem hohen Gerüst. — Wenn einer aus dem Bett fällt, hat er gelogen; die Trud hat ihn aus dem Bett geworfen. — Die Füße zur Tür bedeutet Unglück (v); zum Fenster: Zwiespalt. — Das Bett lief mit dem Melkschemel samt der Diebin. — Zahn hinter Bett werfen bringt Glück. — Beim Bettbrettelwaschen, da soll man über jeden Kübel einen Spruch sagen. — Bettnässer trägt man in einer Mondnacht um Mitternacht zu einem fließenden Wasser und läßt sie hineinpissen (Mannersdorf). — In Tulln gibt man über eine Maus ein Tuch und er muß den Kopf abbeißen; Leintuch hängt ihm um; in Zwettl hat man einer Magd die Augsburger Würste versteckt und ihr, ohne ihr was zu sagen, Mäuse gebraten; Maus in Knödel; Nußblätter hinters Leintuch und Salz darauf; die Asche einer Elster unters Essen; hält wer die Hand eines Schlafenden in lauwarmes Wasser, dann pißt der ins Bett.

Bettler, der Brot nicht nimmt, wird lange hungern.

Beule im Auge: Hineinspucken!

Beuschel (Lunge) redet und rennt man sich heraus.

Bibi, ein kleiner Götze, bringt Glück; derweil der Juwelier die Figur modellierte, brannte das Theater ab, in das er gehen wollte. Gegen das Ueberfahren! (v).

Biene. Sitzt sie auf einem Apfel (?), so wird ein gutes Apfeljahr. — Wenn der Bienenzüchter stirbt, muß man es ihnen verkünden, sonst fliegen sie fort.

Biesen. »Tua mi ned so anbiesen« = scharf ansehen; Bies = wurm und -fliege, sonst unbekannt.

Bild. Stürzen ist Todmeldung (A); es fällt der kranken Mutter ins Gesicht, in der Früh ist sie tot, das Bild hängt wieder oben. — Ein kleines heiliges Bild stürzt von der Wand, am selben Tag der nächsten Woche stirbt der Großvater; sein Bild hat genickt, die Operation ist geglückt. — Wenn ein heiliges Bild von der Wand fällt, ist sieben Jahre Unglück. (Groß-Kanisza) — Schlägt man sein Bild, so spürt er es. (v). — Ohne heilige Bilder kommt der Tote nicht in den Himmel.

Bilsenkraut nehmen die Leute, wenn einen das Schlagl gestreift hat. — Es kommt ins Bier (Bruck a. L.) — Der Rauch von den Samen gegen Zahnweh. (Vaters Zusatz zu Höfer-Kronfeld: In Niederösterreich und Steiermark heißt der Eisenhut Apolloniakraut; in Kärnten heißt auch das Bilsenkraut nach der Helferin gegen Zahnschmerz.)

Birkensaft ist ein Heilmittel; er macht die alten Weiber wieder jung.

Birnen. Wenn drei vom Baum fallen, zeigt es eine gute Ernte an. (Seebenstein)

Bischof ist kindertümlich durch St. Nikolaus, den viel Kinderhände formen (zwei Bischofsmützen und eine Röhre geben ein Federpennal) und durch die »Ohrfeige«, die er bei der Firmung versetzt.

Bissen, der von der Gabel fällt, war nicht vergönnt (A).

Blasen auf der Zunge: Da lügt wer über uns (A). (Tratscht [v].)

Blasius. (3. Februar) Schnee: Findt er kan, so bringt er an. — Der Blasiussegen ist gegen Halsweh.

Blattern. Wer geblattert hat, braucht sich nicht impfen lassen (A).

Blau (Siehe Augen, Farben.) In einem blauen Kleid soll man nicht heiraten. (Traunsee).

Bleigießen. Die Schatten werden betrachtet; es bedeuten: Adler, Geweih, Gebirge: Man wird viel in den Bergen wandern; er wird Jäger, sie heiratet einen Jäger; ebenso Bär; Berg — Glück; Blumen: Er wird Gärtner (oder ihr Bräutigam); Briefkasten: Man hört Neues; Feder und Tintenfaß: Gelehrter Beruf; Gewehr: Krieg; Hase, Hirsch, Geweih: Er wird Jäger oder ihr Zukünftiger ist einer; Kranz — Tod; Kranz — Hochzeit; Kreuz — Tod; Lanze — Krieg; Muttergottes: Sie geht ins Kloster; Mutter hat eine Myrthe gegossen, und wirklich hat sie die silberne Hochzeit erlebt; Postwagen: Man wird fortziehen; Rute gegossen und wirklich Schläge bekommen; Schiff: Glück; Schuh: Sie heiratet einen Schuster; Schwert: Es kommt ein Krieg; Totenkopf: Tod; Vater hat 1913 einen Totenkopf und ein Grab gegossen, 1914 ist er eingetrichtert und nicht mehr zurückgekommen; Trauerweide: Unglück; W and e r s t a b: Glück.

Bleich. Der Tod ist an ihm vorübergegangen. »Wenn ein Herr bleichsinnig ist, so glaubt man, daß er tot ist. Daweil, wenn man beim Friedhof ist, schlägt er mit Händen und Füßen; wahrlich!«

Bleistift. Brechen der Spitze: Unglück. — Wenn er dreimal hintereinander abbricht, wird die Geldtasche leer.

Bllick böser: »verschauen, übersehen«, am Land verstecken sie das Kind, daß sie es nicht verschauen (v); wenn sie einen nur anschauen, wird einem schlecht; es wird einem so starr; ein Mädcl hat mich angeschaut und ich hab drei Tage Fieber gehabt.

Blind wird ein guter Hahn. — »Deck dich zu, sonst werd ich blind!« (Blendend.) — Vom Toten wird der Spiegel blind, er kriegt einen grünen Ueberzug.

Blinddarm. In Kärnten gibt man auf den Nabel einen Kreuzer, eine geweihte Kerze wird darauf geklebt, angezündet, dann kommt ein Glas darüber

Blindschleiche sehen; Das ganze Reich (Bereich?) hat Unglück; wenn ein Kind eine sieht, soll es nicht langsam gehen, sonst schleicht es immer

Blinzeln die Sterne, so zünden die Engel die Lichter an und flattern.

Blitz. Er muß freien Durchzug haben, also Tür und Fenster auf. — Wenn es das erstemal im Jahr blitzt, soll man mit dem Geld klumpfen, damit man immer eins hat. — Es ist Feuer im Himmel; wenn einschlägt, soll man nicht löschen, sonst ist nachts ein großes Unglück; Blitzfeuer ist von Gott, drum ist es es nicht zu löschen (v). — Bei jedem macht man ein Kreuz (A); am Boden (?) — Der Blitz schlug in einen Baum, der Bub wurde stumm; nächstes Jahr schlug er in denselben Baum, der Bub redet wieder. (Krumau.) — Man soll zählen, daß er weiter geht. (Es ist wohl die Zeit zwischen Licht und Schall gemeint, mangelhafte Schulerinnerung?) — Auf den Blitz darf man nicht zeigen, sonst schlägt es ein. — Blitzableiter: »Ich hau ihn auf den Kopf und gebe auf meinen den Zeigefinger, das ist der Blitzableiter, da darf er mir das Letztl nicht zurückgeben.« (A) (Vergl. Lederblitz).

Blößfüßig in den Dreck steigen ist 54, ein Lotteriegewinn am ersten Ruf.

Blumen. Blüht abends am Grab eine frische Blume auf, sagt man in Böhmen: »Der Tote erfrischt sich.« — Dick wird man, wenn eine Blume schnell wächst. (Holland.) — Am Fenster sollen keine stehen, sonst verheiraten sich die Kinder nicht gut. — Vom Friedhof darf man keine nehmen, sonst hat der Tote keine Ruhe (A); Tante bekam Kopfweh, da trug sie's zurück; ein Mädcl steckt dafür eine Sicherheitsnadel ins Grab, bleibt mit der Schürze hängen und ist tot (Schrems); man bekommt nach dem Tod keine Blumen oder die Tiere fressens vom Grab weg. — Lieblingsblumen muß man dem Toten aufs Grab setzen; daheim gedeihen sie nicht. — Bricht man eine ab und sie hat sehr viel Saft, wird man noch denselben Tag verletzt (Pflaendorf) — Im Schlafzimmer Blumen, in der französischen Schweiz: Baldiger Tod; in Hernals, siehe Tulpen. — Wer Toten-

blumen nimmt, den verfolgt der Geist (A); er kriegt einen Ausschlag. — Wenn eine Blume ins Wasser fällt, muß man eine zweite nachwerfen, sonst stirbt wer. — **Blumensprache**: Ein Körberl ohne Blumen ist Abweisung; Rose: Süßes Geheimnis, Liebe; Vergißmeinnicht und Kornblume: Treue; Lilie: Unschuld.

Blut bringt Unglück (a). — Ein Bub schnitzelt, schneidet sich, ein Blutstropfen ist am Boden, ein Messer steckt drin: Großmutter ist tot.

Blüten. Schenkt man einem Mädcl in Italien Orangeblüten, so wird sie bald heiraten.

Blutiges Messer darf nicht in die Lade kommen, sonst stirbt, wer damit abgestochen hat. — **Blutrote Hand**: Da fährt der Teufel in den Menschen.

Blutsauger wird ein Mörder, der dabei verflucht wird; eine Trut.

Blutstropfen beim Kleidermachen: Sie findet Gefallen; macht viele Bekanntschaften; heiratet in dem Kleid (blutsverwandt?).

Böberlfras. U. Kh. Steirisch: Popperl, Hitzbläschen, Poppler, lebender Brunnen, poppeln stoßen, vorwärts fallen. (N. Oe. »is Zaplati?«)

Bockshörndlsaft, da schreien die Kinder nicht, aber sie werden blöd. (Hö-Kro. 829: Der Absud unreifer Mohnköpfe).

Boden: Auf dem Fußboden liegen, den Kopf zur Tür: Baldiger Tod:

Boggerlfras (Bockerl? Schmeller: Pocke, Blatter, Mase; schwäbisch: Bockelmann, Tod und Gespenst, ein Kinderschreck; Krankheitsdämon:

Bohnen: man wird lustig

Bovist. Der Staub macht blind, die Kinder stäuben gern damit; im Waldviertel heißen sie: »Blindschwammerl«.

Brand. Man nimmt vom verbrannten Haus eine Kohle und schreibt auf das nächste: »Es ist vollbracht«. — Wenn eine Reihe von Bränden kommt: »Alls is unterminiert!« (a) (Alte Kriegsführung? 1914 glaubte man in den ersten Monaten dasselbe.) — **Brandwunde**: Ins Salz fahren; ins Haar (v); ans Ohrläppchen (v); ins Ohrläppel zwicken und ins Mehl fahren; Mehlig; Salz oder Spiritus; die Hand noch mehr zum Ofen halten, der zieht das Ganze heraus (v).

Braut darf kein dunkles Kleid tragen (vgl. blau), sonst hat sie ein trauriges Leben. — Vor der Hochzeit soll sie nicht mit ihm auf den Friedhof gehn (v). — Beim Ringwechsel muß sie ihm auf dem Fuß treten, — Glücksregen in den Brautkranz (A); Sind drei Lichter im Zimmer, ist eine heimliche Braut da. (vergl. Pferd). — Kuß vor der Hochzeit, Unglück in der Ehe (?). Lachende Braut, weinende Frau, w. B., l. F. A. — Wenn sie sich mit ihm photographieren läßt, gehen sie auseinander (a). — **Regnets**, so regnets Glück. — Vorm Altar hat sie im Sack: Schlüssel, daß sie die Hausfrau ist; Brot gegen Not; Salz, Geld, ein Flaschel Wehwasser. — Salz und Brot bei der Hochzeit, daß kein Aufhussen (Verhetzung) ist. — Brautheud darf man sich nicht selber nähern. — Brautkleid soviel Stiche, soviel Tränen. — **Bräutigam**. Nach der Trauung muß er Wehwasser ohne Umschauen nehmen, sonst sucht er eine andere Braut. (Steyr). — Wenn er schon im Wagen betrunken ist, trinkt er nach der Hochzeit nicht mehr.

Brautleute dürfen in Nordmähren nicht am Freitag zusammenkommen. — Kommt ihnen eine Schlange vor die Füße, haben sie Unglück. — Zwischen ihnen durchgehen, bringt Unglück. — Sie läuft nach der Hochzeit ins Haus und sperrt ihn aus, aber sein Beistand hat den Fuß hineingehalten (Parsdorf). — In der Brautnacht muß sie die Strümpfe anlassen, sonst hat sie lebenslang zerrissene. — Brautschau: Aufs Sopha legen und die Schlapfen über den Kopf werfen.

Breit. Wer eine breitere Stirn hat, ist gescheiter.

Breitwieser, ein berühmter Wiener Einbrecher. Sein Leichenbegängnis hatte Massenbeteiligung. »Die Leut habn g'sagt, der is fürs Volk, für die Armen, drum hat er müssen sterben.« — »Er war der dreizehnte Sohn seiner Mutter.« (vergl. Schenk.)

Brennen muß man für die Toten die armen Seelen »und wänns nur a Petroleumlamperl is.«

Brennöhl gegen Krätzen (v).

Brennesseln gibt man den Schweindln, daß sie nicht gestohlen werden.

Brief. Die kleinen Kinder legen ihn aufs Fenster und glauben, das Christkindl holt ihn. — Aus den Spielkarten haben wir gewußt: Ein Brief steht Ihnen ins Haus! — Wenn die linke Hand beißt, bekommt man einen seltsamen Brief. — Brieftaschen darf man ohne Geld nicht verschenken, sonst ist nie was drin. — Dem **Briefträger** soll man zu Neujahr zwölfhundert Kronen geben, dann hat man Glück.

Brocken passen im Marchfeld; die Braut wirft weißes Brot, Guglhupf, Bäckereien aus. (Brogga).

Bröckerl- (auch Priggerl-) fraß ahd. proken schrecken, schwäbisch bräugen brüllen, brögen schrecken.

Brot. Wer Brot nicht annimmt, trägt uns den Schlaf aus und bringt Unglück. — Einer hat eins weggeworfen, er ist Bettler geworden und war verflucht, bis ihm wer eins in die Hand drückt. — Wer's bucklig schneidet, hat noch keins verdient. — Essen muß man eins, wenn was am Leib genäht wird. — Fallen. Fällt der Leib aus der Hand, wird man als Großer es nicht gern essen; man macht ein Kreuz drauf (v); man muß es aufheben und küssen (v) (auch in Mexiko, woher ein Schüler kommt.) — Auf Fenster legt man keins, da fressen sonst die Tauben das Glück weg. — Dem Herrgott schneidet die Fersen ab, wer es auf beiden Seiten anschneidet. — Resteln kommen ins Feuer für die armen Seelen. — Eine Frau mit Kindern kommt im Riesengebirge, wenn die Geister umgehen; es kommt Brot, Salz und ein Messer auf den Tisch und wenn sie davon essen, bringt es Glück. — Daß kein Geist drinnsteckt, macht man drei Kreuze. — Auf Gesicht darf mans nicht legen, sonst kommt Hungersnot. — Schneide Brot gleich, so wirst reich (v). — Wenns auf dem Kopf liegt, steht Gott auf dem Kopf; bricht mans, zerbricht man den lieben Gott. — »Meine Mutter macht ein Kreuz, daß sich der Gott duckt, daß ich ihm nicht den Kopf wegschneid!« — Von hartem Brot werden die Zähne schön. — Das Brot ist heilig (v). — Die Brösel vom Osterfest werden bei den Juden verbrannt. — Vom Brot wird man nie krank, man kann noch soviel essen. — Kreuze drauf (meist drei mit der Messerspitze) (A). Sonst schlägts nicht an (v), sättigt nicht; es schmeckt, ist vergönnt, es drückt nicht im Magen, ist gut; es hält lange an (A); daß sie das Brot ehren; wer das nicht ehrt, ist auf der Welt nichts wert. — Drei Kreuze drauf und »Vergelt's Gott fürs Essen«; es ist von Gott gegeben; im Namen des Vaters und »Gott segne dich!« — Ohne Kreuz: Da kommt ein Familienunglück. — Gott soll es segnen, daß es soviel ausgibt, wie Jesu Gerstenbrote. — Es ist eine Gottesgabe, wie der Wein. — Ohne Kreuze und die heiligen drei Personen streitet wer im Haus; man schneidet sich in den Finger; es kriegt beim Backen eine schwarze Rinde. — Wenn ein Stück fällt und man küßt es nicht, ist Jesus böse. Die Löcher im Brot sind dem lieben Gott sein Grab. — Hat das Brot ein großes Loch, gibt man einen Kreuzer hinein und legts in die Dose, dann hat man nächstens keinen Bäcker mehr im Brot. — In Budweis kommts ins Viehfutter, wenn ein großes Loch hat. — Drei Punkte machen sie in Altenmarkt drauf. — Wer ein Stück herunterreißt, dem wird das Gesicht zerkratzt. — Der Rand soll nicht zu resch sein, sonst wirds bald gar. — Schneidet man sich beim Abschneiden in den Finger, kann man noch keines verdienen (a). — Schupfen

bringt Unglück; rindhohl wirds auch. — Wenn Salz und Brot auf dem Tisch bleibt, wachsen die Schwaben. (Blatta orientalis.) — Stechen in die Mitte, da sticht man ins Herz Jesu (A); eine Frau ersticht so den Gatten; man sticht dem Geliebten das Herz durch (Steinamanger); man zersticht den Leib Gottes (ähnlich A): man sticht Maria (Christus) in den Rücken. — Es streitet wer, wenn Brot und Salz auf dem Tisch bleibt wenn, kein Kreuz drauf gemacht wird. — Beim Tempelhupfen heißt das gestoßene Steinchen »Brot«; das Tragen beim Herumgehen um den Tempel heißt »Essentragen«. — Im Traum und als Los (Sympathiehäferl) bedeutet Unglück. — Bleibt Brot und Salz auf dem Tisch, kommt nachts die Trud; Mutter hats erzählt: »Eine schwarze Frau ist oben gehockt.« — Wer das Brot ungleich schneidet, kann nicht heiraten; kann sein Leben nicht fristen. — Verkehrt liegen, sitzt der Teufel drauf; die Wirtschaft geht zurück, Not, große Not, Hungersnot; die armen Seelen leiden; es stirbt wer; in Mährisch-Schönberg: »Druckt dem Pferd die Wampen ein; Verdrus (v); es schimmelt; geht schnell aus; so lange muß die heil. Maria knien; es gibt wenig zu essen; man wird arm; die Mutter stirbt; man zerdrückt Jesu Herz; es entsteht eine Rauferei. — Wegwerfen (s. o. Bettler) ist eine Sünde, da hat man ein Kreuz (Jammer, Not). — Brotbrösel sammelt der Jud am Eck die ganze Woche, am Schabbes tragt ers in die Donau, das sind die Sünden (ähnlich v). — Wenn der Jude Brot bekommt, schneidet er ein Stück ab und verbrennts; das sind die Sünden. Wenn ein Brostück zur Tür schaut, kommt eine schlechte Ernte (Sebarn). — Ein angebissenes darf man nicht herschenken, sonst wird man bissig auf ihn (den Anbeisser)

Brücke. Wenn Stroh oder Heu drauf: Radbruch. — Geht oben ein Eisenbahnzug drüber, wird ein Wunsch erfüllt. — In Retz kriegte Einer eine Hacke in den Fuß; nächstes Jahr war sie weg. (Wilde Jagd?)

Brunnen. In ihm steht das Mädel zu Silvester den Bräutigam. — In Wöllersdorf steigt der Bursch in einen ausgetrockneten Brunnen und sagt: »Erscheine du Holde!« (Da sieht er seine Braut.) — In Leobersdorf werfens Frösche hinein, daß das Wasser rein wird; ein Brunnen, in dem keine Kröten sind, hat schlechtes Wasser (v). — Ein weißes Mädchen hat wer drinn gesehen. — Ein großes grünes Vieh liegt drin, mit einem langen Schwanz, wie ein Krokodil. — Was Weißes war und Töne wie eine Flöte. — Das Wallfahrtsbründl hilft für wehe Augen. (v).

Brustbein vom Geflügel. Wer das größere Stück an sich reißt, der kann sich was denken (wünschen), es geht aus (gut) (v). — **Brustkrank:** Das Blut zersetzt sich zu Wasser; gegen Blutspucken Stärke oder Salzwasser; eine Katze auf die Brust legen. — **Brustweh:** Eine Hacke unterm Arm, da kann sich die Trud nicht auf die Brust setzen.

Brüet eine Henne und man schlägt mit einer Hacke um, sind die Küchlein erschlagen.

Bub. Viel Nüss', viel Buben. (Haselnüsse) (v).

Buch, in dem »Alles« steht: Im Jahre zweitausend geht die Welt unter, nur soviel werden gerettet, als unter ein Tuch gehen. — Zum Lernen gibt man eins unterm Kopfpolster oder setzt sich drauf.

Buchbefragung. Gebetbuch und hohler Schlüssel, Schnürl durch, fragen; dreht sich das Buch nach rechts, ists ja; das ist wahr (v); vergl. Reiterl.

Buckel beißt: Regen und Schnee kommt. — Im Hof war ein Gespenst mit einem Buckel. — **Buckligen** begegnen: Glück; zwischen ihnen durchgehen und sie berühren: Unglück.

Bunt gekleidete Kinder können nicht verschrien werden.

Bursch oder Mädel, die unterm Mistelzweig stehn, werden nächstens heiraten. Oberösterreich. (Niederösterreich Söhns, S. 68: Vermummter küßt als Silvester jeden, der im Wirtshaus am 31. Dezember unter den Mistelkranz tritt. — Trotz der in Hö-Kro. Pflanzenn. 258 aus dem

Wienerwald erwähnten Rosenkränze aus Mistelholz ist Wort und Sache den Kindern schier völlig unbekannt.) — Wenn ein Mädcl einen Burschen hut aufsetzt, heiratet sie nicht.

Butten. Der Rothschild hats Geld in der Butten stehn.

Butterblumen heißen auch Krätzenblumen (Schmalzbleaml, Hö-Kro 606 auch das Scharbockkraut). — Butterbrot fällt; ist der Butter oben, bedeutet Glück.

Butterfaßl. Name eines verbreiteten Hexenspiels (Menschenfresserin) (A).

C

C + M + B: Wo das steht, bleiben die heil. drei Könige stehen; Unglück soll nicht hineinkommen.

Canarienvogel stirbt bald nach seinem Herrn aus Kränkung. — Ist wer krank, so verliert er sein Gelb, da weiß man's.

Carotten soll man zu Neujahr essen, da wird das Jahr süß. — Man höhlt sie aus, der Gelbsüchtige pießt hinein, dann kommt sie in den Rauchfang.

Chauffeur: Wenn er sich denkt: »Ich fahr' nicht hinein, fährt er gerade (just) hinein. — Steigt ein Jude oder ein Kind als erster Fahrgast ein, hat er Glück, ist's eine Frau, Unglück.

Christ. Wenn ein Christ und ein Jud zusammengeht, kann der Mars nicht scheinen. (?). — Christabend. Tante wollte naschen, da wurde alles voll Licht; weinend lief sie zur Mutter. — Wenn ein Geschenk bricht, stirbt der Besenkte. — Christbaum. (Schulanfänger) 1. I krieg' vom Christkindl ein Ringelspiel. mir hab'ns schon z'haus. 2. Den Christbaum haben wir schon, nachher, wenn's Christkind kommt, müssen wir mit dem Vater fortgehen, sonst traut es sich nicht herein. 3. Mein Vater hat gesagt, ich soll nicht bei der Tür hineinschaun und ich bin stad (leise, langsam) hinein und mein Vater hat aufgeputzt und ich bin hinters Bett und da ist ein Stanitzl (Düte) g'falln und da haben wir nachher in der Küche genascht. 4. Meine Mutter hat den Baum aufgeputzt und da haben wir müssen spazieren gehn, da darf man nichts wissen vom Christkindl. — Wenn die Nadeln bald abfallen, stirbt wer; es war wirklich so. — Hat eine Familie drei oder vier Christbäume, sterben mehrere Personen. — Wer beim Christbaum ohne Schatten, besonders vom Kopf ist, stirbt a. — Brennt er, kommt der Tod, auch wenn er weiß geputzt ist. — Fällt in der Nacht was ab, gibts bald Feuer. — Er kommt auf das Grab von kleinen Geschwistern (v).

Christkindl. Wir haben die Mutter sekkirt, ob sie den Baum aufputzt, und wie sie ja gesagt hat, haben wir geschrien: »Warum hast es uns denn g'sagt!« — Der Katechet zerstört den Christkindlglauben. Bub (9 Jahre) daheim zur Schwester: »Wenn es kein Christkindlein gibt, dann gibt es auch keinen Vater-Gott und keine Himmelmutter.« — Ein anderer Neunjähriger: »Weißt Mutter, ich hab's schon lang gewußt, daß es kein Christkindl gibt, aber ich hab dir die Freud nicht verderben wollen.« — Christkindlspiel: Der Vorhang brennt, am nächsten Tag stirbt die Frau. — Christnacht: Die Tiere reden; wer horcht, hört. was im nächsten Jahr geschehen wird (A). (Bücher?) — Nach der Mette gehen sie bei Lemberg dreimal ums Haus und schauen beim Fenster hinein auf eine Erscheinung, ob Tod kommt oder Hochzeit. — Christtag: Wenn man keine Kerze brennt, fliegt bei Nacht der Teufel ums Haus. — Wer Ebsen isst, hat Geld im nächsten Jahr. (Tschechisch.) — Wer den ganzen Tag nichts isst, (24. Dezember) sieht ein goldenes Schweinchen (Wien).

Christinchen. (Die Unglücksbraut) in mehreren stark abweichenden Fassungen bekannt: »Sie hatte schon längst am Himmel gesehn, daß sie am Rhein wird untergehen.« — 72 Hochzeitswagen, der letzte war mit Pech beschlagen, darinnen sollte Christinchen fahren. (Wie vielen Kindern bekannt, fährt die Braut im letzten Wagen zur Kirche.) — Die Brücke zerbrach in zwei Stücke.

Colomanni = Segen (Colamoni, Steyr) soll in jedem Stall sein und ein Messer mit 9 Halbmonden. Bei Verhexung nimmt man von jeder Kuh drei Züge Milch und drei Pfiff (Eincinhalb Seidel) Urin und kochts unterm Zwölfeläuten oder am Karfreitag um 9 Uhr unter der Wandlung: Die Hexe ist verbrannt!

Communionkerze gegen Blitzanzünden.

Corona bringt Glück, aber man stirbt nächstes Jahr um dieselbe Zeit — Durch neun Tage muß man immer ein Vaterunser mehr beten und wieder zurück; die Frau hat aufgehört, da ist Sie ihr am Wasser erschienen. — Zum Lotteriegewinn und gegen's Geldausgehen wird sie im Geldtascherl getragen. — Hat wer kein Geld, kniet er die ganze Nacht und läßt die Tür offen, da kommt die Frau mit Zorn und bringt einen Schatz. — Sie wurde in einem Baum gefunden, die Märtyrerin.

Crematorium. Da steht man auf und reckt die Hände nach den Angehörigen.

D

Dachdecker. Sieht er auf dem Dach viel Gras wachsen, geschieht ihm ein Unheil: entweder fällt ihm der Hammer herunter oder ein Stein.

Dachtraufe, Dachtropfen, Gießschwelle. Hexen und Lichteln haben nur Macht, so weit der Tropfen fällt (Neulengbach). — Schutz gegen Gespenster (Kreuzstetten). — Hält man bei einem Gewitter den Finger unter, so haut der Blitz weg, was drüber hinaussteht.

Dallesmann geht über den Tisch, wenn ein Messer verkehrt liegt. (Not? — Der Großvater des Knaben stammt aus Nürnberg.)

Daumen einhalten gegen Verschreien der Kinder (A); daß ihm das Glück nicht auskommt; wenn man was angestellt hat; wenn man von der Gesundheit der Mutter spricht. — »Halt für mich den Daumen ein bei der Prüfung!« (a). — Daumen übereinander, »aufdama« zur Vertragsschließung (v).

Davonlaufen. Falschen Leuten läuft der Hund davon (vergleiche zugehen).

Decke. Ein Kranker, der an der Decke zerrt, scharrt sein Grab. — Die Eltern spazierten nachts auf der Decke, am nächsten Tag sind sie wirklich gekommen.

Deckeln hauns bei der Hochzeit zusammen (in Scherben) (v). — Wenn ein Deckel vom Häfen fällt, kommen Gäste. — Haferdeckeln sind für alte Leute gesund (Erwärmung!).

Denken. Lange an Verstorbenen denken, da kommt er nachts (v).

Derstößen (= stolpern) bei einem Besuch ist ein Zeichen, daß ein Bekannter von dort gestorben ist oder bald sterben wird.

Dieb kommt, wenn die Tür von selbst aufgeht. — Er macht den böhmischen Zirkel: »Drahn ma vier Finger um an Dam, Schnapp ma's z'samm und gehn m'r ham!« (a). — Wer viel stiehlt, bekommt lange Finger; hat Hakerln am Finger. — Wer in Nikolsburg nicht einmal in der Woche über den »Diebsweg« geht, dem wird was gestohlen. — Manche werfen alle Messer in die Türe gegen den Dieb (vergl. Trud!). — Wer am Friedhof einen Stein stiehlt, bekommt kein schönes Grab. — Wer Gestohlenes nicht zurückgeben kann, hat keine Ruhe im Grabe (a).

Dienst. Wenn bei einer Meierei im Heu ein Mann liegt, so wird er dort bedienstet. — Wird ein Dienstmädchen am ersten Tag gelobt, wird sie bald gekündigt.

Dienstag ist der Schuster erster Arbeitstag, in Olmütz Linsentag, im Lied a Nudeltag; »Tag der leeren Tasche« . . .

Disteln im Traum bedeuten Reichtum.

Doktor (Arzt) sollen die Kinder nicht spielen, sonst wird wer krank (v).

Donau. Man muß sich nach Ost, West, Nord und Süd beugen, daß man nicht hineinfällt. — Von Ertrunkenen gibt der Wassermann das Herz in ein Glas (v).

Donner. Kommt vom Kegelscheiben des Petrus (A). Der Himmelvater greint. Gott schimpft, da fahren die Englein umeinander. Die Engel trappeln mit den Holzschuhen. Der Teufel haut seine Frau, da polterts. — Wenns zum erstenmal im Jahr donnert, muß man was Schweres heben, da wird man stark (v). Man muß sein Geldbörse schütteln. Wenn man mit dem Hirn ein Donnerwetter macht (über Holz rumpeln), hört der Donner auf. — Steigt man beim Gewitter auf den Türstock, so schlägts ein. — Donner im Winterquartal bringt uns Kälte ohne Zahl.

Donnerstag ist Fleischtag (A). Am Donnerstag haben sich die reichen Leut ein Gansl gekauft. — (Der langjährige Schulferialtag heißt auch »Abrechnungstag«. Um das Jahr 1000 führte die Kirche einen Kampf gegen die Feier des fünften Wochentags »in honorem Jovis«. Grimm, Mythologie⁴ N. 407.) Donnerstag und Freitag Bettlern was geben bringt Glück. — Man soll die Nägel nicht schneiden, sonst hat man sie lang am Sonntag; die Haare nicht, sonst wachsen sie nimmer.

Doppelhaariger (»zwei Sternwirbel auf dem Kopf«) heiratet zweimal. — Vom Schreck: er ist »verschreckt«.

Doppelhochzeit (zwei Brüder mit zwei Schwestern) soll nicht sein, sonst stirbt eins (v) (in zwei Jahren).

Dorn (oder Disteln) stechen: Da nimmt man einem Verwandten die Leiden ab.

Dorngekrönter Heiland bringt Unglück.

Drache. Ein Drache hat den Baum im Neuwaldegger Park hohl gemacht; mit heißem Teer hat man ihn getötet. Es rinnt Drachenblut heraus. (Das rote Harz von Dracaena; der »Blutbaum« heißt im Volksmund »Palme«.

Dreck. Hineinsteigen bedeutet im Traum und Wachen Glück (A), besonders barfuß; nach einigen tritt man zwar so einer Katze die Augen aus, nach andern einem Blinden (A), aber man heißt »Goldtreter«; besonders beim Dummen wird er zu Gold. Auch die Heilwirkung ist allgemein bekannt.

Drei sterben nach, wenn im Haus Einer stirbt (A). Wenn in einer Familie drei gestorben sind, stirbt im selben Jahr keins mehr (Hausbrunn, N.-Oe.). Unter drei Tagen bringt der Rauchfangkehrer Glück. Sieht man drei Klosterschwestern, gibts Schläge; man soll ausspucken (Hauptmittel gegen schlechten Angang) (A). — Drei Schritte vor der Tür soll man nicht mehr umkehren. — Sind drei beisammen, wovon zwei ein Brautpaar sind, so tuts nicht gut. — Wenn bei einem Begräbnis drei nebeneinander gehen, stirbt der mittlere. — Drei Raucher, ein Zündholz: stirbt Einer (a). (Weiteres über die heilige Zahl siehe im Index.)

Dreifaltigkeitssonntag. Wenn es regnet, fangen die Leute das Wasser auf und heben es auf gegen eine gewisse Krankheit. Wenn man es gefrieren läßt, sieht man die Dreifaltigkeit im Eise. (Jetsdorf bei Krems N.-Oe.)

Drei-König. Zu »Heiligen Drei-König« wird der Christbaum verbrannt, da räuchert man mit einem Zweig. Man muß das Haus räuchern (a). Weihrauch in alle Ecken, da fliehen die Hexen davon! — Wer die Wohnung mit Weihwasser besprengt und mit geweihter Kreide C + M + B über die Tür schreibt, hat das ganze Jahr Glück (v). Weihwasser trinken ist gesund (a). Wenn man wissen will, ob die heiligen Drei-Könige da waren, streut man in der Küche spitzige Glasscherben; wenn sie blutig sind, waren sie da. — Wer am heiligen Drei-Königstage geboren ist, sieht alles Geheime, zum Beispiel auf den Bäumen die Toten sitzen (Iglau).

Dreizehn wird nicht geschrieben bei Zimmern, lieber 12 b. Es ist eine Unglückszahl, da stirbt Einer. (A). Dreizehn Herren haben sich aus dem Gastzimmer einen Vierzehnten geholt, der hat einen Winterrock gestohlen. — Unser Weihnachtsbrot hatte den Bäckerzettel dreizehn, da wird nichts draus;

gegessen haben wirs aber doch. (Die Mutter hat sich geängstigt). — Wenn in der Sylvesternacht bei den Karten 13 vorkommt, bedeutet es Tod oder Selbstmord. — Wer am 13. geboren ist, hat bis 20 Jahre Unglück. Jeden Dreizehnten schneidet man ein Haarzipfel ab, da wächst das Haar gut. Wenn man am 13. eine Kröte küßt, wird man recht schön.

Dunerer, auch Lederer, der Letzte beim Kugelscheiben (Donnrcr !)

Dunkel. Soviel man sich im finstern Keller zählen getraut, soviel Jahre wird man alt.

Dürr. Ein dürrer Baum grünt wieder, wenn man eine Schlange darunter vergräbt.

E

Eckstück. Zucker mit der Faust zertrümmern: die Brösel bringen Glück.

Edelstein. In einer gewissen Mitternacht einen Stein aufheben ohne Ansehen, ins Bett: In der Früh ist's ein Edelstein (Mähren).

Edelweiß bedeutet beim Bleigießen Glück für ein Jahr (v). — Wer beim »Toten Weib« Edelweiß pflückt ohne abzustürzen, hat das ganze Leben Glück. (Neuwald, Steiermark).

Efeu ins Haus, Tod ins Haus (v).

Ehepaar kommt in die Scheidung, wenn man gleich von der Tür in beide Betten sehen kann.

Ehering darf sich keins vom Finger ziehen lassen, sonst wird die Ehe gelöst (A). Wer einen probiert, hat lebenslang kein Glück; wer ihn verliert, verliert, die Ehe, verliert den Ehegespan (a) (Tod!) — Links wird er getragen, da geht die Ader zum Herzen . . .

Ehrlicher Mensch niest dreimal hintereinander. (Leobersdorf).

Ei, neun Monate unterm Arm getragen, brütet den Teufel aus; (v) es ist ein Totenkopf drinnen. — Besonders große Eier sind vom Hahn; kleine wirft man übers (aufs) Dach (A); da wirft man die Hexe aus dem Haus. Wenns von einer Anfängerin ist, die wird dadurch brav, wenn von einer Alten, soll sie eine gute Nachfolgerin haben. — Das Verlegen der Eier bedeutet Unglück. (Troppau, Budweis, Wien.) — in der Familie; auch wenn eins im Sack zerbricht. — Auf harte Eier hat man böse Träume, im Traum bedeutet das Ei Verdruß und Streit. — Wer ein Ei stiehlt, hat im Grabe keine Ruhe bis der Tote einem Geistlichen beichtet. (Iglau.)

Eiche ist ein Hexenbaum, Judas hat sich an ihr erhängt. (Steyr, O.-Oe.) — Wer sie dreimal mit der Armklatfer mißt und dann eine große Eichel findet, hat Glück. — Sie »zieht« den Blitz an: »Von den Eichen sollst du weichen!« — Ein Holzhacker hat eine Eiche umgehackt, wo eine Muttergottes drauf war; er hat sich in den Fuß gehackt, aber Eichenblätter haben ihm ausgeheilt. — Zu Sylvester werden in Reichenau (N.-Oe.) Eichenblätter aufgestreut; wer darüber stolpert, hat Unglück. — In »Maria Taferl« (Wahlfahrtsort a. d. Donau) hat ein Holzknecht eine Eiche umgeschlagen; beim dritten Hieb war der Fuß ab. Durch Martersetzen und Beten ist der Fuß wieder angeheilt und an der Baumstelle wurde die Kirche gebaut. — In einem hohlen Eichbaum ist der Teufel drin; er könnte versuchen, uns zu stehlen. — In Salzburg binden sie Eichenholz an den rechten Bettstattfuß bei der Kopfseite, wenn wer krank ist. — Eichenrinde stillt den Durchfall.

Eid gilt nichts, wenn man mit der linken Hand hinterm Rücken den Daumen einhält. (Glöhl, N.-Oe.)

Eidechse sehen, bedeutet Glück. Sie gehört zum Fluch: »Kruzi-adaxl«.

Eidotter zu Neujahr genau halbieren bedeutet Glück fürs Jahr. (vergl. Apfel).

Eiertülde, Butterhirn, muring (morgen) tun wir einpanieren. — Wer den Spruch sagt, kriegt Wasser im Kopf. (1716 tilte = Tulle = Röhre!)

Eierklar (= Eiweiß) gut zum Waschen, daß man schön wird und auf Brandwunden.

Einbeeren (getrocknet) am Traunsee als Halskette gegen das Verschreien.

Einbrecher = Traum wird wahr (v). Er bricht innerhalb 6 Jahren ein — Er stiehlt einen Rock und läßt ihn zurück. — Sie machen hin (siehe Wachter), daß sie nicht erwischt werden (v). Das heißt: »Wir kommen wieder!«

Einbruch kommt, wenn wer von Blut träumt.

Eingraben muß man die Bemmerl (Kotballen) von Meerschweinchen und Eischalen dazu, dann hat man Glück.

Einkauf, erster, in neuer Wohnung: Salz und Brot; das Brot schimmelt nicht.

Einwärts soll man zum Spaß die Füße nicht verdrehn, sonst bleiben sie so. — Manche Kinder spotten: »Strumpfstrieken, trittst du mi auffi, tritt: i di auffi«, dann haben sie's und werden hatschet.

Eischalen Wer drauftritt, stirbt; er tritt auf Hindernisse. Nicht verbrennen, sonst Tod. Zerdrücken und vergraben (v). Wenn man in Holland die Leute mit einer leeren Eischale täuschen kann, werden alle Küchlein ausgebrütet. — Wenn sie nicht zerdrückt werden, verstecken sich drinnen Gespenster.

Eisen. »Stock im Eisen« auf den Ruf muß jeder beim Ballspiel stillstehen und den Wurf erwarten (A). »Eisen is Lepoldt«. (Schutzstelle).

Eisenbahn. Alte Leute sagn: »Der Teufel schiebt an! (v). Davon träumen, verkündigt einen Brief. — Wenn nicht gekocht wird, »rennt die Eisenbahn über'n Herd«. — Ein Unglück muß dreimal geschehen, früher ist keine Ruhe, sagen die Eisenbahner. — Das Eisenbahnspiel haben die Leute nicht gern; wenn die Kinder dabei beim Verschieben zurücklaufen, stirbt Vater und Mutter.

Eismänner, 12., 13. und 14. Mai. Wenns an ihren Tagen schneit, ist das Jahr unfruchtbar.

Eiserne Brücke wird gestrichen, da soll man nicht hinunterschauen, sonst zieht einen der Teufel runter.

Eiternde Stellen werden mit gekautem Schmalzbrot geheilt, oder durch Daraufwischerln (v) (pissen).

Elbogen, das närrische, in Steyr »hamische« Bein. Anschlagen: Man bekommt Geld, Brief, einen Gast; »die Maus läuft«; »es kommt wer und hält um mich an!« (Mädchen). Wenn man sich dort aufschneidet, die Krätze wegreißt, das Blut in ein Fläschen gibt und seine Seele draufschreibt, kann man zaubern.

Elektrische. — Kleinkinderfrage: »Warum fährt das so geschwind, ist das lebendig? Es hat ja keinen Kopf und keine Füße.«

Elektrisieren — Zwei beißen sich fest in den kleinen Finger und hakeln sie ein; wen's sticht, der ist elektrisiert. — »Wir haben Blitz gespielt und Elektrizität mit einer Schnur: Wirklich hat's nachts eingeschlagen!«

Elisabethinerkugel (Kugelkämpfer) gegen Rotlauf und geschwollenes Gesicht (v).

Elster verkündet Todesfall (s. Rabe.) Im Nest sind viel Goldsachen. (a) — Sie verdeckt Gold und Glasscheiben mit ihrem Kot und singt was dabei; da muß man was denken, das geht in Erfüllung.

Eltern: Von ihnen träumen: Unglück!

Engel sah eine Frau am Todestag ihres Mannes auffahren. — Die Mutter zerzte ihr Kleinstes, das ging nicht, da stürzte das Haus nieder; ein rettender Engel hat das Kind zurückgehalten. — Wenn alles still wird, (Gespräch verstummt) geht ein Engel durchs Zimmer (a). Kleinkinder-

glaube: Die Engel schlafen bei Nacht nicht; die Schutzengel müssen wachen. — Die Engel halten auch einen Krieg. Religionsstunde, I. Volksschulklasse. »Von wem hast du deine Eltern?« »Von den Engeln.« »Wie sieht ein Engel aus?« »Er hat einen Pfeil in der Hand.«

Engelland ist zugeschlossen. Und der Schlüssel abgebrochen (v).

Englische Krankheit. Dagegen Steinsalz, wildes Kudlkraut (Thymus serpyllum L) und Nadelbaumsprossen ins Bad.

Erbarmen. Wenn der Fleischhauer absticht, darf er kein Erbarmen haben, sonst leidet das Tier lang. — Wenn man ein Tier beim Töten bedauert, kann es nicht sterben (A).

Erbse. Jesus ist drinnen. — (Budweis); nicht zertreten, der Leidenskelch ist drinnen (v). — Bei der Hochzeit werden auch Erbsen geworfen (Reichenau, Niederösterreich).

Erdäpfel braten die großen Mädeln in der Röhre, wenn sie schwarz werden, »wird sie als Braut auch so!« — Die dümmsten Bauern haben die größten Erdäpfel (v); beim Kartenspiel: wer Erdäpfel im Sack hat, gewinnt im Spiel (A). — Kleine Erdäpfel, dummer Bauer. — Wirft ein Mädle die Schale hinter sich (über die linke Schulter), so entsteht der Anfangsbuchstabe des Zukünftigen.

Erdbeer-brocken; wenn eine herunterfällt, muß man sie liegen lassen. Die Mutter eines verstorbenen Kindes ißt keine (vor Johannis) (v) (besonders Tschechien).

Erde. Wenn Geld auf der Erde liegt, muß man drauf steigen, daß eins im Haus bleibt. — »Daß Adam Mann aus Erde« heißt, kann man noch sehen; wenn man riebelt (reibt), geht sie herunter.«

Erfrieren. Wer sich das Hirn g'frört, wird blöd.

Erhängten sehen, wirklich oder im Traum, bedeutet Tod.

Ernte. Hört man in der Nacht darnach ein Geräusch, so tut der Teufel die Körner heraus; er holt sich Korn (für die Seinigen). — Wenn in Holland unter der Ernte ein Todfall ist, kommt sieben Jahre eine schlechte Fehsung. — War eine schlechte Ernte, läßt man in Groß-Schweinbarth das letzte Brot weihen, dann kommt eine bessere. — In Ungarn segnet der Priester vor der Ernte den Boden.

Erscheinen. »Meiner Mutter kam an böser Stelle, wo über den Bach in den Kronawettstauden (Wacholder) die Totenbretter lagen, unsere Großmutter entgegen, verschwand aber beim Anruf. ,Da muß ich nächstes Jahr sterben' sagte diese daheim; und wirklich . . . « — Das Erscheinen Lebender zeigt ihren Tod an (A). — Am Boden erscheint ein weißer Punkt, wird so groß wie der Herr Klassenvorstand; alle hören: »Ich nehme Abschied, besucht mich auf meinem Grab« — die Neffin war gestorben.

Erschrecken. Es bleibt einem kein Geld im Sack. — Man gibt keinen Tropfen Blut (A).

Erste Kunde bringt dem neuen Geschäft Glück. — Ein Jude läßt die erste Kunde nicht aus, daß er den ganzen Tag Glück hat (a). — Das erste Geld wird angespuckt (A). — Der Kartenspieler verliert gern im Anfang: »Die ersten Hund datränk man!« — Von der ersten Obsternte muß man ein Stück aufheben, dann wird die zweite groß (Tulln). Der Erste, der früh in die Arbeit geht, sieht eine Frau beim Haustor: die Trude! — Wenn man das erstmal nach Mariazell oder in eine fremde Kirche kommt, geht ein Wunsch in Erfüllung (v). — Wenn man das erstmal den Kuckuck hört, muß man mit dem Geld scheppern (A). Das erstmal zwei Schwalben sehen, bringt Glück, eine, Unglück.

Erstechen auch im Traum böß. Eine Frau träumte von Erstechen und blutender Wunde und wirklich wurde ihr Mann irrsinnig.

Ertrinken. Wo einer in die Donau springt, fangen die Fischer nichts (v). — Wenn man beim Schwimmen unterm Wasser einen Purzelbaum macht und man macht dann oberm Wasser den Mund auf, ertrinkt man.

Esel muß man bei den Ohren packen, da hat man Glück (a). — Wenn man zu Weihnachten einen Esel sieht, betet man ihn an. — Wo der Esel mit dem linken Fuß scharrt, ist ein Schatz vergraben. — Bei einem Spiel bilden die Reittiere den »Eselsschweif«; als Pfandlösung muß das Kind den Leuten auf der Gasse dreimal erklären: »Mich hat der Esel im Galopp verloren!«

Eselstiege heißt nach der Bergtreppe, XVII. auch die Eisenbahnbrücke, XVI., Degengasse. Wer die erste oder die letzte Stufe betritt, ist ein Esel; sie muß überhüpft werden (A). — Ihr Betreten bringt Unglück. — Faule Kinder, die dreimal auf und ab laufen, sind Tiere geworden.

Essen soll man nicht stehend, sonst geht Alles in die Waden (v) — Wenn Alles rein aufgegessen wird, wird's schön (A). — Geht dabei das Gähnen rundum, kommt Verdruß. — Statt »Guten Appetit« zu sagen, klopft man mit den Knöcheln (v). — »Essen« soll man nicht zählen. (Vergl. Erdäpfel, Krapfen, Nockerl.) — Ein Mädel, das nach dem Essen den Tisch nicht abwischt, ist beim Tanzen die Letzte. — Wenn man nach dem Beten abends noch ißt, kann man nicht schlafen (v). — Wenn Eine beim Essen redet und lacht, kriegt sie einen närrischen Mann (A), wenn sie auf der Gasse ißt, gar keinen! — Wenn man Essen stehen läßt, kommt gewöhnlich ein Bettler. — Man darf dabei nicht singen und nicht reden, sonst ist kein Segen dabei. — Beim Essen hat der strenge Jude den Hut auf; wenn unserem Mitschüler in der Pause das Aufsetzen nicht erlaubt wurde, trug er das Essen wieder heim.

Essig macht weiße Zunge und Wimmerl; man kriegt rote Beulen davon.

Eule schreit abends den Tod herbei (v).

Evangelium des heil. Johannes wird bei Steyr (Oberösterreich) abgeschrieben, um ein geweihtes Ei gewickelt, aufs Feld gegeben gegen Schauer; auch gegen Blitz mit Karsamstagskohle, Palmkätzeln und Umgangszweigen. (Fronleichnam).

Exelberg — dort stößt man nachts ins rote Kreuz ein Messer; in der zweiten Nacht zieht man das Messer heraus und sieht in einem (mitgebrachten) Spiegel die Zukunft. (Vergl. Waldandacht.)

F

Faden am Kopf: So oft die Trägerin darnach tappt, soviel Jahre muß sie bis zum Heiraten warten. — Heftfaden muß der Schneider herausziehen, sonst paßt der Anzug nicht (a). — Wer einen Faden im Gewand hat, dem rennt der Schneider nach (A) (ums Geld!). Die einen langen Faden nimmt, ist faul (v).

Fallen angeschraubte Sachen (z. B. Jalousien), so kommt eine Neuigkeit. — Wer vom Baum fällt, fällt nächstens ins Wasser. — Kinder fallen: »Dort ist schon Einer gelegen, bist nicht der Erste« (v).

Falsche Zähne sind von den Toten herausgenommen (v).

Falte. Wenn sie beim Einklemmen des Kinns entsteht, bekommt man Buben, wenn keine wird, Mädchen (v).

Familie. Zwei gleiche Taufnamen, da stirbt das Kind bald (v).

Fangen. »Bei mir fangt alles gleich.« (Vergl. süchtig — sierig: leicht angesteckt).

Farben. Wenn beim Bleigießen die Leute grün aussehen, haben sie großen Neid, wenn gelb, sind sie eifersüchtig. — Grün hat Hoffnung auf Geld, rot ist die Liebe (A), blau ist die Treue (A), weiß die Unschuld (A), schwarz die Trauer (A). Eine Frau, die zur Trauung dunkle Kleider nimmt, hat Unglück; wenn sie Lila trägt, wird der Mann sie rot und blau schlagen.

Fasching. Unvergeßlich bleibt mir die Zuschrift eines Vaters, dessen Sohn am Faschingdienstag die Schule versäumte; sie lautete: »Wegen Fasching!« Den langersehnten Aufschluß hiezu gab mir Herr Schulwart Zaunmaier, geboren in Steyr. »Fasching war der allerhöchste Feiertag; Papst Johann hat ihn (um 400 n. Chr.) abgestiftet und die Tage als Lumpentach erklärt und durch das heißt es »Faschingsnarrn«. Der Papst ist darauf in drei Tagen gestorben und war ganz schwarz.« — Beim Faschingstanz reißt der Bursche, wenn er mit einer geh'n will, ihr ein Haar aus und hängt's über die Achsel, daß ihm keine mehr nachrennt. — Wenn man zu Fasching tanzen gehen will, muß man Faschingkrappen backen, sonst stirbt man. — Begraben wird in Oberweiden und Zellerndorf (N.-Oe.) ein Wursl, dem geben sie Wein, dann predigen sie und heulen. — Faschingkrappen in der Sunn, d' roten Oa in der Stubn (Paasdorf). — Wien: Ostereier im Schnee. — Faschingsnarr hat das ganze Jahr Glück. — Zwei Jungen aus der fünften Volksschulklasse haben sich bei einer Pferdetränke aufgestellt und alle Kutscher gefragt, warum sie und die Pferde so aufgeputzt sind. Meist war die Antwort: »Weil halt Fasching ist«, »daß die Pferde gut ziehen«, »daß das Jahr lustig bleibt«. (Vergl. Peitsche.) Unfreundlich war kein Befragter!

Fasttag. Die Griechen haben 40 Tage nach Ostern keinen; in Wien ist der Freitag nach Ostern kein Fasttag. — Wer an einem Freitag übers Kanalgitter steigt, kriegt Schläge!

Faulen. In Kremsier ließ man eine Alte nicht in den Schloßpark. Sie rief: »Nur bis hieher« — da fing alles andre zu faulen an.

Faust muß man machen von dem ersten Schimmel, bis man einen weißen Hund sieht. — Eine drohende Faust erscheint als Todesvorzeichen.

Federstiel steckt im Boden — eine Stunde später ist Besuch da. (Aehnlich A).

Feiertag. Wenn man nicht betet, kommt nachts ein Dieb (Wachau); wenn man näht, wird viel Wäsche zerrissen; . . . Mist führt, da hat Einer umgeschmissen, die Haare waren voll Dr . . . und der Mist ist ihm beim Kopf herausgewachsen. — Hohe Feiertage ohne rechtzeitiges Fensterputzen: schlechtes Wetter kommt, die Fenster werden eingeschlagen.

Feige in Milch gegen Zahngeschwulst (a).

Feigenwurzn für Zähne (v) Wurzelstock der Schwertlilie, Iris florentina L, wegen des Duftes auch »Veilchenwurzel«, mit Bocksbart dem Kind um den Hals gegen das schwere Zahnen.)

Feld. Auf dem Feld schützt man sich vorm Blitz, indem man Eisen angreift.

Fenster. Ihr Klirren bei Sturm und das Klopfen dran (mit Ruten oder Fingern) gilt allgemein als todkündend: Zahlreiche »Beweise« werden gebracht. Aufspringen verkündet einen seltsamen Gast; wenn sie nachts rot sind, ist der Teufel drinnen. Kinder die beim Fenster hinausspringen, Kinder unter einem Jahr, die beim Fenster hinaus- und hereingegeben werden, wachsen nimmer (A). — Wenn sie schwitzen, kommt Regen. (v). — Wer sich in Oedenburg weit hinausbeugt, den holt der Wassermann. — Fällt ein Flügel ohne Bruch, oder ist die Bruchstelle gerade, ists eine Todesanmeldung (v). — Nach dem Erblicken des Rauchfangkehrers (s. d.) hält man den Knopf, bis man eine zerbrochene Fensterscheibe sieht (A) — (auch — »dann Schimmel, Heuwagen und wieder einen Rauchfangkehrer«). — Hält man sich im Traum vor einem Fenstersprung zurück (vergl. Gerüster) gehts einem sehr gut.

Ferse fest ansehen, führt zur Feindschaft. — Wem auf die Ferse steigen heißt, ihm das Heiratsgut abtreten (A).

Fetzen zu Sylvester auf einen Strick hängen, führt den Tod herbei (vergl. Wäsche.)

Feuer auch ein großes, wird gelöscht durch Hineinwerfen eines Brotlaibes. — Es greint (brummt): (A) (auch in der Schweiz). Salz und Brot ins Feuer; daß die armen Seelen was zu essen haben (v); sie haben Hunger; sie bitten, man soll beten; sie schreien, man soll Brot oder Geld hineingeben. — Es spritzt (Funken): Da kommt ein böser Gast; der Teufel ist durchgefahren (v); es ist eine Hochzeit im Haus. — Wer ins Feuer spuckt, kriegt Blasen auf der Lippe (Zunge [v]) (a). — In Schweden war ein rotes Feuer im Wald, da haben wir unser verlorenes Messer gefunden. — Wenn man eine Speise vom Feuer ißt, wird man böse; man soll warten, bis die Speise auf dem Tisch ist. — Wenn Feuer nicht zu löschen ist (Blitzfeuer ist nicht zu löschen!) sitzt der Teufel drinnen und bratet sich was. — Wer als Kind gern Feuer hat, wird als Erwachsener Brandstifter. — Feuerkugeln wurden auch in Hernald mehrfach geschickt. — Feuermänner sind in Deutsch-Brod Geister in Flammensäulen; sie finden Erlösung, wenn man sie in der Not anruft, z. B. bei Radbruch in der Nacht. — Feuermannln heißen sie im Burgenland. — Feuernerter (in Steiermark Name der Kreuzotter) ist im Park über Stein und Baum gegangen, da ist im Neunerhaus eine Frau aus Schreck gestorben. — Feuerroter Himmel: Die Engel flattern. — Feuersalamander, einen alten Hausgenossen, hat im Gailtal (Kärnten) der junge Bauer getötet: Das Gehöft ist abgebrannt. — Feuerschlange in Litschau gesehen; wenn man sie fängt und mit einem Stein zudeckt, bricht Feuer aus. — Eine Feuerschlange hat sich in eine Wohnung geschlichen; drei Tage später haben die Kinder am Grabe geweint (Hernald!) — Feuersteine schlagen hilft gegen Unheimliches. — Feuerriger Hund ist der Teufel; ein feuriges Rad redet . . .

Fieber wird durchs Fieberkräutl geheilt (Geranium pratense L). Kleinen Kindern hilft Sauerteig auf den Fußballen.

Figur auf dem Auto paßt auf, wenn der Chauffeur weggeht; sie schützt. (Vergl. Bibi.)

Finden Antonius. — Der Teufel ist oft schuld (a), er hat die Hand drauf (A). — Um Verlorenes zu finden, holt man Gras und legt Kohlen drauf; man läßt noch was hinunterfallen (v). — Gefundenes geht bald wieder verloren; bei gefundenem Geld ist kein Segen.

Finger blutig schneiden, zeigt Tod an. — Wer sich beim Nähen oft sticht, heiratet bald (A); gefällt; wird stolz sein aufs Kleid (A); man wird eine Eroberung machen. — Zieht der Geliebte in den Krieg, so schneidet sie sich nachts in den Finger, läßt's auf ein Tuch tropfen und hält's in den Mondschein, dann nimmt ers mit und weiß, ob sie lebt; verliert ers, so hat's keine Wirkung. (?) — Fingerballen: Wenn die Ringe zusammengehen, kriegt man Kinder. (Vergl. Handlinien). — Fingerhut fällt — es kommt Postarbeit. — Fingerlutscher wird von Geistern genommen. — Fingernägel. Weiße Flecken, da blüht das Glück (A); Trauerand bedeutet Tod. — Mit Holz ins Papier in den Ofen (a) werfen, sonst muß man sie nach dem Tod noch suchen. — Wenn sie heruntergehen, der wird krank. — Wer sie kleinen Kindern (unter einem Jahr) abschneidet, schneidet ihnen das Glück ab (A). — Fingerspitzen dürfen nicht ins Auge kommen; sie sind soviel stüchtig (= ansteckend).

Finken grillen, da kommt Unglück unter einem Tag. — Sie können reden, wenn Regen kommt, rufen sie »Spritz, spritz!« — Nein, »Gieß, gieß!«, sie heißen Gießvögel.« — Er schlägt »Zirol«, »Wilddieb«, »Wildsau«, »Muskatblüh«, »Insgewehr«, »Schwarzgebühh«, »Gutjahr«. — Wenn er schreit: »Ziah, ziah, reit herzu!« verkündet er Besuch. — Er ist heilsam für die Augen, er wird statt des Kranken blind. Manche Leut schimpfen: »Blinder Fink!«

Fische. Die Gräten und ein Christbaumkerzler werden am heil. Abend in den Ofen geworfen. — Beim Putzen heißt's zuerst den Schwanz abschneiden, sonst geht's Messer in die Hand. — Zuerst soll man die Leber essen. — Beim Fischen soll man den ersten Fisch nie verschenken, er bedeutet großes Glück. (Hotzenplotz, Schlesien.) — Fängt man einen kleinen

Fisch, der in sieben Tagen stirbt, ist's Unglück. (Sobieslau, Böhmen.) — Bei der Polizei braucht man keine Fundmeldung, wenn was Kostbares im Magen ist (Ring); der Eigentümer wird sich selbst melden. — Große Fische fangen im Traum zeigt Glück an. — Fische haben bedeutet viel Geld. — Streut man Salz auf den Schweif, läßt er sich fangen; das soll auch wirklich wahr sein. (Vergl. Einleitung.) (Shakespeare, Was Ihr wollt, II. 5: Die Forelle muß mit Kitzeln gefangen werden.) — Sie verstehen ihre Namen und kommen auf den Ruf (v) — Infolge langen Regens kam in der Nattergasse ein Haus »ins Rutschen«; im Keller fing man nach Kindermeldungen einen armlangen Fisch. (Im seinerzeit anstoßenden Gansterreich sollen Enten mit ihren Schnäbeln eine Fischbesetzung bewirkt haben.) — Man fängt sie mit Flaschen, die explodieren. (Kriegsgeschichte? Vergl. »Ruß«.) — Allgemein ist der Glaube, daß sie mit Wasser sich nähren. — Knorpel aus dem Ohr wird wie Gans- und Hasenknochen zerrissen, da sieht man, wer mehr Glück hat. — Durst aufs Essen zeigt an, daß der Fisch im Magen schwimmen will. — Schweife, Schuppen und Knorpel kommen als geldbewahrend in die Börsen. (a). — Streit ist in allen Klassen, ob man beim Lebkuchenfischerl zu Neujahr beim Kopf beginnen soll: meist heißt es: »Da schwimmt man nach rückwärts.« Beim Schweif anfangen, läßt das Glück nie abreißen; man kommt vorwärts. Dickköpfe bleiben dabei, daß es Unglück bringt, beim Schwanz zu beginnen und fröhliche Onkels knicken den Fisch in der Mitte und beißen die strittigen Teile unter einem ab. — Zu Silvester legt man die Lebkuchen unter den Polster; erwischt man den Schweif, ist's Glück, man schreitet vor. — F i s c h e r, der den Fisch beim Schwanz erwischt, hat ein gutes Jahr. — In Edlitz werfen die Raubfischer Ofenruß ins Wasser, in Mürzzuschlag halten sie Spiegel übers Wasser: Wenn der Fisch sich sieht, springt er in die Höhe und in die Schlinge, die am Wasser liegt. (Vergl. Trud.) — F i s c h k o p f und Schnaps ist ratsam für Neujahr. (Meist »Honigkuchen«.) — F i s c h s c h u p p e zeigt Lottozahlen; im Geldtascherl geht das Geld nie aus.

(Fortsetzung und Schluß folgen im nächsten Jahrgang.)

Literatur der Volkskunde.

Hans Commenda: Von der Eisenstraße. Oberösterreichische Volkslieder, 2. Band der Kleinen Quellenausgabe des Oesterreichischen Volkslied-Unternehmens. Wien, Oesterreichischer Bundesverlag, 1926.

»Die Eisenstraße« wird der uralte Verkehrsweg vom steirischen Erzberg bis zur Stadt Steyr genannt. Er verbindet die Alpen mit dem Donauweg, steiermärkisches Volkstum mit oberösterreichischer Eigenart. An dieser Straße siedeln Schmiede und Händler, Bauern und Handwerksleute, Fuhrleute, Holzknechte, Jäger und Flößer finden hier ihren guten Verdienst. Daher ist das Bild des Volkslebens, das uns der Verfasser an der Hand, der mit vieler Mühe und Ausdauer selbst gesammelten Volkslieder gibt, auch ungewöhnlich reichhaltig. Dabei bildet dieses Heft nur die erste Hälfte der Lieder von der Eisenstraße. Eine Besonderheit dieser Sammlung sind neben den herzigen, mundartlichen Weihnachtsliedern die prächtigen, humorvollen Ständelieder. Durch den volksmäßigen zweistimmigen Satz, dem die Bezifferung der Gitarrebegleitung beigegeben ist, wird diese Ausgabe gleich den übrigen Heften der Kleinen Quellenausgabe sowohl für den praktischen Gebrauch als auch für die wissenschaftliche Verwendung sehr geeignet. Ein Liederabend, bei dem die Lieder dieser Sammlung von jungen Leuten — vielleicht sogar in den alten Trachten — gesungen würden, wäre sicher wunderhübsch und interessant.

R. Zoder.

Sing mar oans! Salzburgerische Volksweisen für die Jugend ausgewählt und herausgegeben von Curt Rotter. Buchschmuck von K. F. Bell. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk.

Als Beiheft zum Oesterreichischen Liederbuch haben die Salzburger nun ihr eigenes landschaftliches Liederbuch erhalten. Aus der Sammlung Otto Denggs, Otto Eberhards und anderen Quellen hat der Herausgeber eine Reihe von spezifisch salzburgischen Liedern ausgewählt, wie zum Beispiel das Lied von der Pinzgauer Wallfahrt. Selbstverständlich sind auch die typischen allgemein-äplerischen Lieder vertreten. Besonders erfreulich ist die große Zahl schöner Jodler und Juchezer. Sie werden ganz besonders das Verständnis für die Volkskunst der Heimat fördern. Hoffentlich benützt die Salzburger Lehrerschaft das Büchlein recht fleißig.

R. Zoder.

Jahrbuch für historische Volkskunde. Herausgegeben von Wilhelm Fraenger. II. Band: Vom Wesen der Volkskunst. Mit 92 Abbildungen. Berlin, Herbert Stubenrauch, 1926.

Dem mit großem Beifall seitens der volkskundlichen Kreise und ihrer Arbeitsgenossen auf den wissenschaftlichen Grenzgebieten aufgenommenen I. Band des Jahrbuches für historische Volkskunde (siehe diese Zeitschrift, Jahrgang XXIX, Seite 111 f.) ist zu Ende des Vorjahres ein zweiter inhaltsreicher und bedeutungsvoller Band gefolgt, der sich mit Art und Wesen der Volkskunde im besonderen beschäftigt. Das Thema dieses zweiten Jahrbuches ist vom Herausgeber höchst zeitgerecht gewählt worden. Der Begründung für diese Wahl, wie sie W. Fraenger im Vorwort gibt, ist vollinhaltlich und nachdrücklichst zuzustimmen. »Denn allerorten«, heißt es hier, »ist man schon daran, die Volkskunst, die so lange unbeachtet blieb, in Schrift- und Bildwerken herauszustellen . . . Aus der Museumshut der Ethnographen auf den Markt gesprengt, wurde sie mode-mundgerecht zerschwätzt und ausgebeutet . . . Deshalb erschien es uns in dieser Stunde ihres Uebertretens in den Bereich des allgemeinen Interesses als nächstgebotene Notwendigkeit, zusammenfassend die bisherigen Ergebnisse der Wissenschaft zu unterbreiten. So haben denn verschiedene Persönlichkeiten, die eine Lebensarbeit daran wandten, die Volkskunst aus langwährender Verschollenheit emporzufördern, sie planmäßig zu sammeln und zu sichten, historisch zu erforschen, ihren Sinn zu deuten, in diesem Sammelband das Wort ergriffen, um hier die Summe ihrer sachlichen Erfahrung darzulegen.«

Nach dreierlei Richtungen sind die Beiträge orientiert. Den Prinzipienfragen, die in der Volkskunstliteratur gegenwärtig eine äußerst rege, vielleicht zu weit und breit ausgespinnene Erörterung finden, ist mit den Aufsätzen über Methodologie der Völkerkunstgeschichte (A. Vierkandt), die psychologischen Grundlagen der primitiven Bilderei (H. Prinzhorn) und über »Begriff und Wesen der Volkskunst« (A. Haberlandt), worin Abschließendes und Wesentlichstes gesagt erscheint, der erste Teil des Bandes gewidmet. Die zweite Aufsatzgruppe geht in wichtige Sonderfragen der wissenschaftlichen Organisation des Gegenstandes ein; hier wird von Museumsfachmännern (Ed. Hoffmann-Kräyer, W. Peßler und dem Referenten) im Rahmen einer umfassenden Kulturgeographie sowie einer vergleichenden Motiv- und Formgeschichte gezeigt,

wie die Volkskunstforschung nur im Zusammenhang mit der vergleichenden Volkskunde zu betreiben und wie vor allem die umfassendste Erhebung des gesamten europäischen Materials und die Verwertung auch der technologischen Gesichtspunkte bei der Erfassung des Volkskunststoffes notwendig sei. Mit Einzeluntersuchungen und daneben auch mit der heute vielerörterten und umstrittenen Frage, inwieweit die Volkskunst als urtümliches »Gemeinschaftsgut« oder nur als abgeleitetes »gesunkenes« Kulturgut zu gelten habe, beschäftigt sich eine dritte Gruppe von Aufsätzen, von welchen besonders die Studie von K. Spieß: »Der Mythos als eine der Grundlagen der Bauernkunst« als sehr anregend, aber zugleich vielfach zu Widerspruch herausfordernd bezeichnet werden muß. Im Ganzen kann und darf dieser Band des Jahrbuches in keiner Werkstätte der Volkskunde fehlen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Das Mundartenbuch von Julius Schaeffler. Mit 1 Sprachenkarte. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn 1926.

Der Verfasser gibt in diesem Büchlein, das wohl in erster Linie für die Jugend geschrieben ist, zunächst eine Einführung in das Wesen und die Hauptgruppen deutscher Mundart. Darauf folgt eine treffliche und reiche Auswahl mundartlicher Dichtungen in Poesie und Prosa, aus den verschiedenen deutschen Landschaften, die auslanddeutschen mit inbegriffen. Die Proben sind kurz, charakteristisch und volkstümlich; der Humor überwiegt.

So bietet das Büchlein Belehrung und Genuß und eignet sich vorzüglich zur Heranziehung im deutschen Unterricht, wie als Lektüre für jeden, der seine Muttersprache in ihrem ganzen Reichtum kennen lernen will.

Dr. A. Perkmann.

Helmut Pommer: Des Volkes Seele in seinem Lied. Bärenreiterverlag in Augsburg. 1926. 90 Seiten.

Der Verfasser steht selbst in der nach dem Krieg zu neuem Leben erwachten Volksliedbewegung. Ihr will er vor allem durch die vorliegenden Ausführungen »Helferdienste leisten«. Eine Reihe von »Einfühlungen«, die der Verfasser während der Uebungen seinen Sängern gab, sind von ihm schriftlich festgehalten worden, Ihr Zweck ist, über die technische Beherrschung des Liedes hinaus ein Gestalten aus dem Erlebnis heraus zu ermöglichen. 31 Volkslieder, die zu den schönsten, die wir besitzen, gehören, bei denen nicht die Weise, sondern das Wort vorherrschend ist, werden mit großer Zartheit und tiefstem, einfühelndem Verständnis behandelt, wobei vor allem ihr Stimmungsgehalt meisterhaft herausgearbeitet wird. Man kann die »künstlerischen und Lebenswerte, die in diesen Liedern schlummern«, wirklich erleben, wenn man sich der Führung des Verfassers anvertraut, dessen Schrift der Volksliedpflege sicher von Nutzen sein wird.

Dr. Hildegard Hetzer.

Heimatarbeit und Heimatforschung. Festgabe für Christian Frank zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Karl v. Manz, Dr. Alois Mitterwieser und Dr. Hans Zeiß. 210 Seiten und 6 Bildtafeln, Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G., München.

Vor mehr denn einem Vierteljahrhundert schuf Kurat (jetzt Oberpfarrer) Christian Frank in Kaufbeuren seine »Deutschen Gaue«, deren Leser er bald

darauf zum Verein »Heimat« zusammenschloß. Sein Wirken für die deutsche Heimatbewegung ist in ihrer Bedeutung kaum abzuschätzen.

Wie sein Schaffen, seine zahlreichen fruchtbaren Anregungen weit über die Grenzpfähle der eigenen Heimat hinausreichen, so ist auch die Festschrift zu seinem 60. Geburtstag wohl geeignet, das Interesse eines bedeutend größeren Menschenkreises auf sich zu ziehen, als es bei den meisten, rein fachwissenschaftlichen Festschriften der Fall ist. Eine ganz besondere Note verleiht dieser »Festgabe« die ungewöhnlich bunte Schar der Mitarbeiter, die sich zur Ehrung des Jubilars zusammengefunden hat. Neben Professoren der Universitäten München, Würzburg und Wien erscheinen ein schwäbischer Bauer und ein Münchener Handwerker, neben dem Vorstand des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege wohlbekannte Schriftsteller (P. Dörfler, J. Weigert). Siedlungsforschung, Volkskunst, Volkskunde sind durch Namen wie P. Reinecke, J. Miedel, E. Fehrle, J. M. Ritz vertreten. Fr. Lüters weist auf die wenig gekaunten und benützten Hausbücher als wertvolle heimatkundliche Quellen hin. Univ.-Prof. Dr. Fischer, München, gibt mit »Soziologie und Heimatforschung« wichtige Anregungen für künftige Arbeit. Die Beiträge »Vorgeschichte und Schule« (Univ.-Prof. Dr. Birkner, München) und »Volkskunde und Volksschule« (Univ.-Prof. Dr. Pfister, Würzburg) dürften in den Kreisen der Lehrerschaft allgemeine Aufmerksamkeit finden. Wie not Heimatarbeit gerade in den gefährdeten Grenzgebieten des deutschen Volkstums tut, zeigen der 1923 von den Franzosen vertriebene Regierungspräsident der Pfalz Fr. v. Chlingensperg, und für Deutschböhmen Oberlehrer Blau, Stadtschulrat Leidl, Passau, erhebt für einen arg vernachlässigten Teil, die Bayerische Ostgrenze, die Stimme.

Verschiedenen der 32 abwechslungsreichen Beiträge sind als wertvolle Ergänzung Bilder beigegeben. Ein Glückwunsch des Generaldirektors der Bayerischen Staatsarchive, Dr. Otto Riedner, München, leitet die Festgabe ein, die hoffen darf, nicht nur den zahlreichen Freunden Franks und der »Deutschen Gaue«, sondern allen willkommen zu sein, die auf dem weiten Gebiet der Heimat- und Volkskunde und der praktischen Heimatarbeit tätig sind oder doch ihr mit freundlicher Teilnahme gegenüberstehen.

W. Pessler: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur. Veröffentlichung des Werkbundes für Deutsche Volkstums- und Rassenforschung. J. F. Lehmanns Verlag, München 1927 (158 Seiten, 94 Abbildungen auf 51 Tafeln und 4 Textbildern).

Mit der Werbekraft positiver Arbeit tritt der tatkräftige Leiter des Vaterländischen Museums der Stadt Hannover vor die Öffentlichkeit, um das Heimatmuseum im weitesten Sinn als Fortbildungsschule für Erwachsene, als Schule des Geschmacks und Stätte der Denkmalpflege aufzuzeigen.

Soweit sich die Schaffung eines Museums erlernen läßt, findet der Leser hier vortreffliche Anleitung, auch seine Haushaltung wäre namentlich in kleinen Sammlungen sehr beherzigenswert. Fragebogen, Merkblätter, Rundschreiben der Museumsorganisation führen in den Betrieb ein. Der stoffliche Inhalt ist durch eine Auswahl schöner Bilder belebt. Zur Liste der österreichischen Heimatmuseen merken wir einige Verbesserungen an. Drosen-

dorf entfällt (die Sammlung Kießling ist nach Krems übersiedelt), bei Eggenburg ergänze man »Kraheletzmuseum«, »Gnas« heiße richtig »Geras« (Niederösterreich!), Heiligenkreuz genügt einmal, Kaltenleutgeben, auch Schloß (!) Laxenburg lasse man entfallen. Lunz, richtig im Bezirk Scheibbs, verbessere auch Perchtoldsdorf, St. Pölten ergänze einmal Stiftsmuseum, (Schloß!) Seebeenstein kann entfallen, St. Veit ergänze a. d. Glan (?), Waidhofen a. d. Ybbs, Westdorf ist fraglich Wetzdorf, kann aber entfallen, Windisch-Garsten wird noch viel zu arbeiten haben, bevor es in dem Buche mit Recht wird aufscheinen können, dagegen fehlt Freistadt in Oberösterreich, das Museum für Tiroler Volkskunst und Gewerbe in Innsbruck, St. Florian und wohl noch manche andere bedeutende Sammlung. Für alle interessierten Stellen in Oesterreich ist die Liste eine Mahnung, wenigstens zu einer beiläufigen Evidenz der vorhandenen öffentlich zugänglichen Sammlungen zu kommen. A. Haberlandt.

Wilhelm Bomann: Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. Weimar, Hermann Böhlau Nachfolger, 1927. (XII und 282 Seiten, 212 zum Teil ganzseitige Abbildungen.)

Wir möchten wünschen, daß das vorliegende Buch sozusagen als illustrierte Fibel für die Sachforschung seinen Weg durch die ganze deutsche Volkskunde mache. Schon wie dies Werk zustande kam, offenbart ein Stück Innenleben unserer Museen und führt besser als langatmige Programmschriften in ihre schöpferischen Möglichkeiten ein. Feststellung und Niederschrift der vorliegenden Aufzeichnungen erfolgte zuvörderst — mit dem Museumshausmeister Dietrich Bartels, selbst einem Heidjer, mit dem der Fabrikant Prof. Wilhelm Bomann in gutem Arbeitsgeist sich Tag für Tag zusammensetzte, um die beiderseitigen Erinnerungen allsogleich schriftlich festhalten zu lassen. Fachkundliche Unterstützung aus ländlichen Kreisen und wissenschaftliches Nacharbeiten rundeten den Stoff, dessen Veröffentlichung als als erster der Oberbürgermeister von Celle anregte, wie auch unter anderen Namen von Klang der Direktor der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums zu Berlin Prof. Jessen und der Leiter der deutschen Auslandsbibliothek daselbst dem Manuskript solche Förderung angedeihen ließen, was nun alles wieder nicht so ganz zum typischen Innenleben deutscher Museen gehört. Herausgekommen ist ein prächtiger Band, dem man besonders auch vom buchtechnischen Standpunkt volles Lob angedeihen lassen muß. Einwandfrei klare Zeichnungen, schöne Fraktur auf angenehmem Papier machen ihn zu einem guten deutschen Buch nicht minder wie sein Inhalt. Von diesem wollen wir nur sagen, daß er gleichsam einen verneuerten guten Hauswirt der Lüneburger Heide uns vorstellt, wie er in jeder Einzelheit der Arbeit um und um Bescheid weiß: woraus der Bauer Gerüst und Dach seines Hauses gewinnt, von der zähen Eiche, der Tanne bis zum Wacholder und der altertümlichen Eibe; wie er lieber neuen Zinkdraht zum Aufbinden der Strohschäbe auf die Latten verwendet, weil bei einem Brand die alten Strohbinden im Nu versengt sind und das Stroh ringsum wie eine glühende Lawine abgeht und sich als Flammenring um das Haus legt, so daß er nicht einmal das Vieh retten kann; wie er verständig mit kargen Worten zur rechten Zeit die Arbeitsleute auf den Hof sich bestellt, in zäh fortschreitender Arbeit den Boden seiner Heimat mit Weide, Feldbau und Düngung nutzt und bessert und dabei uralte Ueberkommenes in Sitte und Brauch weiter vererbt.

Wir erwähnen die schönen Bilder von Fensterbierscheiben (auffällig die Darstellung von Bauern, die mit einem Hirschgespann pflügen), die ausführliche Schilderung des Brauches mit der bildnerisch verschönten Hochzeitsbutter, die Viehhaltung, namentlich die Schäferei, und anderes, das, oft beschrieben, durch die Liebe zum Kleinsten nun erst ganz lebhaftig als Urgrund des Schaffens vor uns ersteht, von dem alle Völker- und Volkskunde ihren Ausgang nimmt. Von den Bannwächter-Körben für die Bienen hätten wir gerne mehr gehört, vorzüglich ist Spinnen und Weben in allen Einzelheiten behandelt.

A. Haberlandt.

Festschrift zu Ehren Emil von Ottenthals. (Schlernschriften. Veröffentlichungen zur Landeskunde von Südtirol. Herausgegeben von R. v. Klebelsberg. Heft 9.) Innsbruck 1925. Universitätsverlag Wagner. (496 Seiten mit Abbildungen und Karten, 18 Tafeln.)

Die von der weitreichenden Beliebtheit des verdienstvollen Historikers der Wiener Universität Zeugnis ablegende Festschrift enthält erfreulicherweise eine ganze Reihe kulturgeschichtlich orientierter Arbeiten, die auch für den Volksforscher von namhaftem Interesse sind. Wir erwähnen die Arbeit von A. Löhr: »Rechenweisen im XVI. Jahrhundert«, K. Ettmayer: »Der Ortsname Bozen«, der in sehr ansprechender Art unter Heranziehung siedlungsgeographischer Erwägungen als Dornverhau mit ligurischer Sprachgrundlage für den Ausdruck gedeutet wird. J. Kraft: »Aus der Vergangenheit des Bauernstandes im Marchfeld«, rekonstruiert aus den Urkunden der Gerichtsbücher der Herrschaft Hof an der March die Besitz- und Wirtschaftsverhältnisse der Bewohner von Stopfenreith im 17. und 18. Jahrhundert. A. Helbok: »Der germanische Ursprung des oberdeutschen Bauernhauses« sucht in der Ausgestaltung des oberdeutschen Hauses aus einem primären Gehöfte von Einraumhäusern germanischen Gestaltungswillen zu erkennen, wobei die Vergleichbarkeit bayrischer Einhausbauten und primitiver Alphütten mit dem niederdeutschen Einheitsbau den Weg weist. Wir glauben mit Helbok im oberdeutschen Gehöfte nicht ein spezifisches Erbe der Kelten sehen zu sollen. An seiner alten Bodenständigkeit auch auf germanischem Boden kann nicht gezweifelt werden. Auch für die Zusammenfügung der Einraumbauten des oberdeutschen Gehöfts stellt Helbok eine ansprechende Entwicklungsreihe auf, dagegen leidet der an sich richtige Versuch, einheitlich germanische Baugedanken am ober- und niederdeutschen Hausbau festzustellen, an kulturgeschichtlichen wie bautechnischen Unklarheiten. Das Vorhallenhaus der Alpen, das hier in weitem Fundumkreis lange vor der germanischen Völkerwanderung belegt ist, mit dem niederdeutschen Hause — es müßte richtig dem alt-niedersächsischen heißen — zu vergleichen, geht nach den von der nordischen Forschung wie von W. Schulz und anderen aufgezeichneten Entwicklungsgrundlagen der beiden Typen nicht an. (Vergl. Ill. Volkskunde, II/2, 404 ff., 420 ff.) Um zu eindeutigen Erfolg zu gelangen, hätte der Verfasser besser getan, sich der vom Referenten nachdrücklich bei seiner Hausformenkarte (diese Zeitschrift, XXXI, 1926, 9 ff.) vertretenen Betrachtungen zuvörderst nach der Baukonstruktion anzuschließen. Zweifelsfreie alte germanische Beziehungen zwischen dem Hausbau Ober- und Niederdeutschlands werden nur an den alemannischen und altbairischen Säulen- und Ständerwerks-

konstruktionen offenbar. Im Westen haben sie sich ziemlich klar, in den Ostalpen nur im Bundwerk des »Dachstockes« der Tiroler Häuser und am Stadelbau erhalten. Beim Vorhallenhaus versagt vorläufig alle völkische Zuschreibung. Im übrigen wäre es besser gewesen, von allem Anbeginn von einer Mehrheit oberdeutscher Hausformen zu sprechen, die durch den — gewiß germanischen — Küchenstuben einbau zunehmend vereinheitlicht wurden. J. Weingartner: »Tiroler Edelsitze« wird insbesondere mit der Schilderung der Turmhausentwicklung dem Kulturforscher viel lehrreiches bringen. H. Wopfner: »Die Reise des Venantius Fortunatus durch die Alpen« macht uns dunkelste Jahrhunderte in der Völkergeschichte Tirols lebendig und weiß das spätere Bild der Besiedlung über Joche hinweg und von Gau zu Gau vortrefflich zur Interpretation der älteren Zustände zu verwenden.

A. Haberlandt.

A. Bielenstein: Die Holzgeräte der Letten. (Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten. II. Teil.) Akademieschrift. Petrograd 1918. (225—838 SS., 546 Abbildungen.)

Dies Buch hat wahrhaftig schicksalhaftes mitgemacht, bis es nun verspätet noch immer halb zufallsweise dem Arbeitskreis der deutschen Wissenschaft wieder gewonnen ist. Heute, wo die Sachkunde auch in Westeuropa mächtig im Fortschreiten ist, und auch Rußland in unseren Gesichtskreis gerückt wurde, hilft es der Forschung in vollkommenster Art den Uebergang zwischen Ost und West herstellen. Die gediegene Arbeitsweise des noch vor der Drucklegung dahingegangenen Verfassers bewährt sich in der Betrachtung der Primitivergologie aufs beste. Wir erwähnen besonders den Abschnitt über Herstellung und Gebrauch von hölzernem Eß- und Trinkgeschirr, ferner den über Jagdgerät, Wasserfahrzeuge und Fischerei, Bast für die Kleidung aus der Fülle des nach allen Regeln der volkskundlichen Fragestellung gewonnenen und als hohes Lied der Volksarbeit mit aller daran geknüpften Poesie gebotenen Stoffes.

A. Haberlandt.

D. Zelenin: Russische (Ostslawische) Volkskunde. (Grundriß der slawischen Philologie und Kulturgeschichte.) Herausgegeben von R. Trautmann und M. Vasmer. Berlin und Leipzig. W. de Gruyter & Co. 1927. (XXVI und 424 Seiten, 245 Abbildungen, 5 farbige Tafeln, 1 Karte.)

Schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde in Rußland auf den verschiedensten Gebieten der Volksforschung eine wissenschaftliche Ernte eingebracht, von der man in Westeuropa kaum eine rechte Vorstellung hat. 1300 Fragebogen, enthaltend ein Programm der Volkskunde, das von der neugegründeten Geographischen Gesellschaft ausgegeben worden war, lagen bereits im Jahre 1852 in zum Teil eingehender und erschöpfender Beantwortung aus verschiedenen Teilen des Landes vor und die gedruckten und ungedruckten Beschreibungen dieser Art bildeten bei der Geographischen Gesellschaft bald ein ganzes Archiv, freilich mehr folkloristischer Natur, dem sich nun auf dem Gebiete der Ergologie Erhebungen und Veröffentlichungen der Landwirtschaftlichen Gesellschaften, des Landwirtschaftsministeriums über Agrikultur, Fischerei, Jagd, Hausindustrie und Volkskunst gesellten, bis die Anthropologie und Volkskunde wie anderwärts im Verein

mit Archeologie und Sprachwissenschaft das russische Volkstum und Volksleben als solches in den Mittelpunkt der Betrachtung rückten. An gediegenen Arbeiten aus Teilgebieten der Volkskunde — fast ausschließlich in russischer Sprache — fehlte es denn auch nicht, wohl aber an der Russischen Volkskunde, die dem Volksforscher nicht nur ein ungeheures Stoffgebiet erschließt, sondern auch den Gesichtskreis über ungeahnte Tiefen des Völkerlebens hinweg erstreckt. Dies zu leisten blieb der Russischen Volkskunde D. Zelenins vorbehalten, die nun der internationalen Wissenschaft — wir stellen es mit besonderer Genugtuung fest — als reifes Werk des Forschers erstmalig in deutscher Sprache vorliegt. Wer je auf dem Gebiet der vergleichenden Volkskunde kritisch gearbeitet hat, wird dem Urteil beistimmen, daß Zelenin in der Tat als persönlich wirkender Forscher den Stoff, der immer wieder durch eigene Beobachtungen ergänzt und berichtet werden mußte, mit umfassender Synthese bewältigt und gemeistert hat.

Das Beschreibende der Darstellung finden wir bei gedrängter Kürze fast durchwegs zu voller Verständlichkeit geläutert, ob es sich um einen Gegenstand, einen Arbeitsvorgang oder den Ablauf des Brauchtums handelt, alles Entwicklungstheoretische ermöglicht auch dort, wo man einer anderen wissenschaftlichen Einstellung zuneigen mag, klare Auseinandersetzung. Der Klarheit des Tatsächlichen gesellt sich kulturgeschichtliche und kulturgeographische Perspektive, die der Stoffbehandlung ein namentlich für den vergleichenden Kulturforscher wertvolles Relief verleiht. Auf die Fülle des Gebotenen auch nur auszugsweise einzugehen ist unmöglich, doch sei versucht, wenigstens andeutend den reichen Inhalt des Werkes aufzuzeigen, soweit die europäische Kulturforschung im allgemeinen daraus die Nutzenanwendung ziehen können und müssen.

Wertvollen Stoff zur Quellenkunde bietet die einleitende »Geschichte der Ostslawischen Volkskunde«, die schon im Voranstehenden benützt wurde. Die ethnographische »Einleitung« verwirft die hergebrachte Einteilung der Ostslawen in Großrussen, Weißrussen und Ukrainer als mehr historisch-politisch denn ethnographisch und sprachlich begründet und spaltet die Großrussen in Nord- und Südgroßrussen auf, eine Unterscheidung, die im Verlauf der Darstellung festgehalten und ausgeführt wird. Die Theorien über die Entstehung dieser Völkerschaften werden lediglich referierend vorgeführt, Verfasser bekämpft nur — nach Ansicht des Referenten etwas zu weitgehend — den Standpunkt, daß in der Entstehung der großrussischen Völkerschaft die Finnen eine große Rolle gespielt hätten.

Den ersten Abschnitt in der Darstellung der Volkskultur nimmt der Ackerbau ein, erstlich die Rodung, dann die Ackergeräte.

Als einfachstes Pflugwerkzeug sieht Zelenin das »ralo«, den einfachen Hakenpflug an. Ende des 19. Jahrhunderts fertigte man ihn wie zu Hesiods Zeiten manchmal noch aus einem Wurzelhaupt mit anschließendem Stammstück als Deichsel und eingepflocktem Stock als Griff (Sterze). Den Sohlenpflug (»pluga«) belegt Verfasser gleichfalls als altrussisch (i. J. 981), indes dürfte er kaum sehr volkstümlich gewesen sein, wenn nach den »Russkaja Pravda« ausdrücklich der Gutsherr damit seinen Arbeitsmann ausstattet. Andererseits scheint kein Anlaß dafür vorzuliegen, die Zoche (»socha«), die Verfasser

unglücklicherweise als Hakenpflug bezeichnet, man könnte sie bestenfalls »Hackenpflug« benennen, für eine aus dem »ralo« entwickelte späte Kulturform zu halten. Dagegen spricht ebenso die nach Zelenin semasiologisch mit »Gabel«, »Spaltung« zusammengehörige Benennung, wie auch die Stellvertretung dieses Wortes durch solche, die von der Bezeichnung für den zweizinkigen Handkarst abgeleitet sind. Daß die Scharschuhe der »socha« in ihrer Benennung sich an das Pflugeisen des »ralo« anlehnen, sagt für die ursprüngliche sicher hölzerne Primitivform des Karstpfluges nichts weiter aus. Wir stellen dieses in die Mitte zwischen jenes erwähnte *ἀγάρθρον ἀντόπιον* und die zum Vorpflügen verwendeten Eggen, die aus einem Fichtenstamm mit zahlreichen spitzen Astsprossen bestehen. (Zum Alter der Zoche vergleiche auch R. Meringer, Indog. Forschungen, XVII [1904] 116 ff.) Es scheint uns nun eine echt volkskundliche Einstellung des Verfassers zu seinem Stoff, wenn Arbeitsvorgang und Gerätewerk allsogleich mit dem lebendigen Brauchtum des Alltags verknüpft werden, wie dies auch bei allen im folgenden geschilderten Arbeiten und Fertigkeiten des Volkes geschieht. Im angezogenen Fall folgt die Schilderung des Beginns der Ackerung, ferner der ersten Aussaat, bei der heilige Brote eine besondere Rolle spielen — die Weißrussen schätzen auch die Lichtmeßkerze — und der Hanf- und Leinsaat, die aber vielleicht nicht nur der Uebersichtlichkeit halber, sondern als einer anderen Kulturschicht zugehörig, an anderem Ort zu behandeln gewesen wären. Arbeit mit Sichel und Sense, Garben binden (mit Bindepflöcken nur bei den Weißrussen) und Schobern wird eingehend berücksichtigt. Bemerkenswert ist, daß vorzugsweise die leichtere Heuernte festlichen Charakter besitzt und genau so wie in Ostdeutschland und Polen Genossenschaftsbrauch bewahrt hat. Sehr einsichtig finden wir die Auseinandersetzung mit der Magie des Ernteabschlusses. Bei den Darren drängen sich von Zelenin nur angedeutete unabweisliche finnische Beziehungen auf. Von den Drescharten ist das Hirs austreten der Weißrussen besonders bemerkenswert, neben Dreschen des Getreides durch Aufschlagen, oder im Norden mit dem Bläuel wie sonst nur bei Flachs und Hanf. Neben Silos finden wir bei den Großrussen Gruben mit Balkenzimmerung für Gemüse.

Vortrefflich anschaulich steht das Hirtenleben in seiner magischen Beschlossenheit vor uns. Die Ukrainer nennen ihre wohl zumeist von der wallachischen Hirtenkultur abgezweigten Hirtengenossenschaften, beziehungsweise Berufshirten mit dem türkischen Wort *čaban*. (Zur kulturgeschichtlichen Aufspaltung dieses Hirtenwesens vergleiche Referat in Buschans Völkerkunde II/2.) Ausführlich wird außer der Viehhaltung an sich der magische Schutz bei Epidemien von Mensch und Tier durch Umpflügen und genossenschaftliche Eintagsarbeit geschildert. Vom Fischfang und der Bienenzucht werden die volkstümlichen Primitivformen gleichfalls angeführt, die Jagd jedoch entfällt ganz. Es folgen Stampf- und Mahlvorrichtungen, Primitivmethoden der Feuerbereitung (Sägen, Drehen, Bohren) und das vielfach angewendete Steinkochen. In der Töpferei finden wir noch die Ueberlieferung des Aufbaus von Töpfen aus Lappen, besonders interessant ist die Kulturgeographie der unterschiedlichen Formen der Töpferscheibe. Der inhaltlich-psychische Abschnitt zur Brot- und Nahrungsbereitung führt altbodenständige Primitivkultur vor Augen, nicht minder der über Beschirrung, Fahrzeuge



tragen. Die Arbeiten mit Flachs und Hanf leiten zur Anfertigung der Kleider über, der Bläuel ist in der Ukraine Hexenfahrzeug wie anderwärts der Besen. Weben und Bleichen wird sachgemäß beschrieben, ebenso die Wollbereitung bis zur Teppicherzeugung. Bei letzterer ist die Uebersetzung etwas unbeholfen und technologisch auch nicht ganz einwandfrei. Bemerkenswert ist die manuelle Fachbildung bei Gürtelweberei durch mehrere Frauen mittels gemeinsamen Zugriffs (im Gouv. Pensa) und die reichliche Anwendung von Trennstäben bei der Teppichwirkerei. Stricken und Wirken folgen in mehr schematischer Beschreibung.

Sehr aufschlußreich ist wieder der Abschnitt über Färberei und Lederbearbeitung, zuältest das Kneten und Versäuern der Felle. Mit besonderer Sachkenntnis wird die Entwicklung des Kleiderschnittes verfolgt.

Bei den Südgroßrussen gibt es noch einen Mannbarkeitsritus der Einkleidung der Mädchen mit der poneva, einem vorn unter der Schürze noch offenen Rock in Ergänzung zum Hemdkleid, wir merken auch die magische Bedeutsamkeit des Gürtels an. Eingehend behandelt Zelenin Haartracht und Kopfputz namentlich der Frauen, wclch letzterem er, einer Anregung des Referenten folgend, auch eine mit vorzüglicher Sachkenntnis verfaßte Spezialarbeit in den *Slavia V* (1927) 303 ff., 535 ff. gewidmet hat. Die hochstrebenden Formen des »Hornputzes« will Zelenin mit den Hönerpaaren in Zusammenhang bringen, wie wir sie bei Kriegerern und in der Tracht bevorrechteter Kasten schon in alter Zeit in Europa und im Orient als Helmzier auftauchen sehen, indes scheint uns eine solche Uebertragung kriegerischer Zier auf die Haarverhüllung verheirateter Frauen in ihrem grundstürzenden Bedeutungswandel doch etwas bedenklich und wir folgen Zelenin lieber in dem Gedanken der apotropäischen Anwendung eines allgemeiner bekannten paarigen Hörnersymbols. Sicher ist ihm im weiblichen Kopfputz in Ost und West eine besondere Rolle in wesentlich höherem Ausmaß zuzuschreiben, als dies Referent 1924 an seinem Material ablesen zu können glaubte (vergl. dazu auch Fr. Nopcsa, diese Zeitschrift XXXI [1926] 56 f.) und Zelenin urteilt sicher richtig, wenn er die Formen des Hornputzes mit breitem, quergestelltem Kamm von der Verhüllung eines zweihornigen Gestells herleitet, sofern nicht vollends die Diademform und anderer Scheitelschmuck sich in den typischen Aufbau des Kopfschmuckes eingepaßt hat, wie wir dies bei gewissen neuerdings von N. Zegga eingehend beschriebenen südslawischen Typen (Tarposch u. s. w.) (Glasnik d. Ethnogr. Mus. Belgrad, I, 1926), absehen zu können glauben. Indes können wir um die Tatsache nicht herum, daß seit dem Altertum in einem großen Kulturkreis, von den von Zelenin kurz angezogenen Tocharern bis zu den Etruskern und auch noch in Spanien der einhörnige, bei ersteren auch der vielhörnige Kopfputz in gleichem Aufbau wie später bei den Slawen angenommen werden darf und daß sich der einhörnige als der zähligste von allen erwiesen hat, dem die Umhüllungen selbst bei zweihörnigem Gerippe immer wieder zustreben, sofern er nicht unmittelbar selbst festgehalten erscheint. Auch in Mitteleuropa tritt mit dem Ausgang des Mittelalters der zwiespältige Kopfputz zeitlich anscheinend erst an zweiter Stelle neben den »Hennin« und man wird die osteuropäischen Trachtenentwicklungen nicht ohne Berücksichtigung des Westens klären können, wie denn auch die farbige kroatische poculica konstruktiv ganz spätmittelalterlicher Kopftracht

des Westens mit der weißen Stauche entspricht, worauf Direktor Tkalčić den Referenten erst kürzlich mit vollem Recht hinwies.

Reinlichkeit, Körperpflege und die Badestuben ergeben den Uebergang zum Wohnwesen, das knapp, aber mit guter Berücksichtigung aller tektonischen Fragen behandelt ist. Mit vollem Recht stellt unseres Erachtens Zelenin die hohe Altertümlichkeit des vierflächigen Walmdachs bei den Ostslawen fest, ebenso wie er von »archaischem Charakter« der Sparrendächer auf Gabelpfosten spricht, wogegen er bezüglich des bei den Nordgroßrussen und auch bei den Weißrussen vorkommenden Ansdaches dem gegenüber auf die logische Annahme jüngerer Entstehung verweist. Auch die Schilderung und Klarstellung der Funktionen des Ofens mit Herdansatz, wie er für die Ostslawen typisch ist, scheint dem Referenten durchaus einleuchtend und für die umstrittene Entwicklungsschichte der slawischen Heizeinrichtungen besonders belangreich. An Hausbrauch wird knapperer Stoff geboten (Hausgeist, Ofenritual). In höchst erwünschter Weise ergänzt die Darstellung des Familienlebens den nur für einen westlicheren Bereich bisher aufgehellten Gesichtskreis der vergleichenden Forschung, so namentlich die Beschreibung der Geburtsriten, die bei den Weißrussen und Ukrainern bis an die Couvade heranreichen.

Kulturgeschichtlich vertiefte Arbeit wird hier wohl noch den Anschluß an das süd- und osteuropäische Mutterrechtsgebiet im Altertum finden. In ausgiebiger Art werden am Tage der Taufe magische Handlungen geübt, Hochheben des Kuchens oder Grützetopfes, Herumspringen des Vaters, damit das Neugeborene schnell wachse. Im Westen (Gouv. Grodno) spielen Ofen und Tisch dieselbe Rolle wie im deutschen Volksgebiete, auch die Schutzwirkung der Axt ist weitum feststellbar. Besonders ist das Reinigungsritual der Wöchnerin mit der Hebamme ausgebildet, wobei in der Ukraine gleichfalls der altgriechische Ritus der ἀποξιδόμια hereinspielt. Die Hochzeitsriten werden nach A. Veselovskij als Handlungen eines »freien Mysteriums« definiert und völkerpsychologisch eingehend analysiert, wobei als Grundlagen Exogamic, Raub oder Entführung und Ablöse, beziehungsweise Kauf der heidnischen Zeit aufscheinen. Das Backen des Hochzeitsbrots, Riten mit dem Bactrog, das rituelle Brautbad sind Kristallisationspunkte für ein dem Westen in diesem Umfang wohl ganz fremdes Brauchtum geworden. Vom Totenbrauch sei die Bedeutsamkeit des Totenstrohs auch im slawischen Osten erwähnt, der Tote wird oft höchst altertümlich eingekleidet (Totenhemd, genähte Füßlinge des frühen Mittelalters); auch hier erscheint der Bactrog im Ritual. Die Totenhochzeit wird durch Begleitpersonen und Ausstattung des Sarges versinnbildlicht. Ein an die Stelle des Verstorbenen oder zu seinen Häupten gelegter Stein mag, wie Zelenin andeutet, als Seelensitz aufzufassen sein, ein wichtiges Moment für die Beurteilung auch nordgermanischer Vorstellungen. Die Weißrussen des Gouv. Witebsk stellen zum Gedächtnis verstorbener Frauen über Bäche und sumpfige Stellen Brücken aus Totenbrettern her, das heißt Brettern, die mit Gedächtnismarken versehen werden, der Einbaumsarg kommt noch vor und in alten Zeiten wurde die Leiche auch im Sommer auf Schlitten zum Friedhof gefahren. Gerade in den Bestattungssitten erreicht die Arbeit chronologisch wertvolle Tiefe.

Kurz aber gehaltvoll ist die Darstellung des Gesellschaftslebens, dessen Gemeinschaftsarbeiten, Erbauen der Kirchen an einem Tage, Weben von Tüchern an antiken Festkult ebensowohl wie an manchen deutschen Sagenzug erinnern. Die Gemeinschaftsabende münden oft in gemeinsamen Uebernachtungen der Jugend nach altüberaltem Herkommen aus, Reigen, Musik und Spiel, Gemeinschaftsmahlzeiten folgen in klug abgewogener Darstellung. Den Beschluß macht das Ritual der verschiedenen Jahreszeiten mit weiser Beschränkung auf das wesentliche des Festkalenders.

Wir wiederholen es: mit aufrichtiger Genugtuung begrüßen wir das Erscheinen eines Werkes in deutscher Sprache, das derart die Vertiefung aller Probleme der Volkskunde zum drängenden Bedürfnis der Forschung macht, wir begrüßen es aber auch, daß ein dem geistigen Leben einer Sprachfamilie im weitesten Sinn zugewandter Grundriß schon im Titel die Kulturgeschichte als ebenbürtigen Weggenossen uns vorstellt und ihr hoffentlich gute Kameradschaft halten wird.

A. Haberlandt.

Angelikis Chatzimichali: *Elliniki laiki Techni*. Skyros P. G. Makris & Co. Athen 1925. (199 Seiten, 242 Abbildungen, 1 Farbtafel.)

Einer gewandten Zeichnerin und begeisterten Sammlerin ihrer heimatischen Volkskunst verdanken wir die erste Veröffentlichung, die der europäischen Forschung die Möglichkeit an die Hand gibt, sich mit der griechischen Volkskunst vergleichend zu beschäftigen. Denn was hier von der Insel Skyros im besonderen vorgeführt wird, umfaßt ja alle Zweige jener Kunstübung, die auch sonst in griechischen Landen angetroffen wird. Der Stoff wird von der Verfasserin in gewissenhafter typologischer Beschreibung uns vorgeführt. An Hand zahlreicher Bilder wird zuvörderst die Hauseinrichtung veranschaulicht; es handelt sich fast durchwegs um Einraumhäuser (manchmal stockhoch), in denen durch Unterteilung mit reich beschnitzten Holzverschalungen mehrere Abteile, vor allem auch ein Obergeschoß geschaffen wird. Wir sind hier dem Ursprung der russischen »polati« nahe, die als byzantinisches Lehnwort dieselbe Sache bezeichnen. Es setzt sich diese reiche Schaltechnik ja auch bis Albanien und Bosnien hin fort.

Der Backofen mit bemerkenswertem kogelartigem Wölbbogen vor der Oeffnung steht, wie anderwärts in griechischem Gebiet, vor dem Haus. Die Beheizung besorgt ein Eckkamin mit reichem Schmuck an keramischen Erzeugnissen. Von Kleidung und Schmuck fallen die prächtigen Sticktücher auf, die neben altorientalischen Blumen- und Tiermustern (an Stelle der Tiere oft Sirenen!) auch den Vorwurf der blumentragenden Frau mit ganz realistischer Kostümbildung motivisch auswerten. Da auch ein Blumen haltendes Paar und ganze handelnde Gruppen auftreten, dürfen wir nähere Bezugnahme auf Hochzeits- und Festbrauch vermuten. Auch männliche Kostümfiguren orientalischer Bildung, ein Lautenspieler und anderes erscheinen in morgenländischem Barock der Linienführung. Das Auffälligste sind häufig recht stilvolle Schiffsbilder. Webetechnik, Stickerei und Holzschnitzerei werden ordentlich abgehandelt, wir verweisen auf die interessanten Erzeugnisse der Hirtenkunst wie auch hochentwickelter Schreinertechnik. Keramik, Eierfärben und Metallarbeiten sind nicht vergessen, leider kommt die jedem Balkanforscher geläufige elegante Linienführung der letzteren in den etwas verwaschenen Autotypien nicht recht zur Geltung.

A. Haberlandt.

Robert Eisler: Orphisch-Dionysische Mysteriengedanken in der christlichen Antike. (Vorträge der Bibliothek Warburg. Herausgegeben von F. Saxl. 1922—1923, II. Teil.) B. G. Teubner, Leipzig 1925. (424 Seiten, 146 Abbildungen im Text und auf XXIV Tafeln).

Mit erstaunlichem Wissen und vielseitigster Schriftenkenntnis wird der Verfasser dem Titel seines Buches gerecht, indem er vor allem den weltanschaulichen Gehalt des Bildschmuckes der alchristlichen Gräber und Kultstätten aufzuklären sucht, dann aber auch alle bildhafte Gestaltung des dramatischen und Festbrauches des dionysisch-orphischen Kreises gleichsam in seiner volkstümlichen Philosophie rekonstruiert. Die Befähigung im Dunkel der Philosophie und Mystik verschlungene Wege bildhafter Ueberlieferung der Antike zu erhellen und gangbar zu machen, braucht dem Verfasser von »Weltenmantel und Himmelszelt« kaum mehr kritisch bestätigt zu werden, um so fruchtbarer scheint uns die Vertiefung in die Einzelheiten der Gedankengänge Eislers, die zunächst gewiß mit Recht den bequemen Standpunkt ablehnen, daß die von der frühchristlichen Kunst aus der Antike entlehnten mythologischen Bildwerke dieses geistigen Gehaltes längst entkleidet gewesen wären und nur als genrehafter Bildschmuck zu werten seien. Eisler stellt dem entgegen, daß das Orpheusbild auch schon in »schriftgemäßer« Uebernahme als Schmuck jüdischer Katakomben sich nachweisen läßt und daß die in diesen Kreis hineinspielende Astralgeographie Aegyptens letzten Endes auch eine Interpretation durch die jüdischen Alexandriner im Sinne der biblischen Ueberlieferung Deut. 4, 20, erfahren haben könnte. Wir glauben nicht, daß Eisler mit dieser Kombination seinem Gedankenbau eine merkbare Stütze verleiht, selbst wenn er sie wirklich mit Schrifttexten zu belegen in die Lage käme, und sehen ihn lieber mit reichen Kenntnissen auf Wegen, die J. Strzygowski gewiesen hat, den Bilderstoff ausbreiten und mit Texten belegen, der das Orpheus-David-Thema und die messianische Verheißung von der Zähmung alles Wilden sowie rückschauend die Gleichung Orpheus-Adam betrifft. Hier werden in der Tat motivische Abwandlungen der Bildüberlieferung als vom Inhalt der Glaubensvorstellung bedingt uns anschaulich glaubhaft gemacht und auch eine eschatologische Bedeutsamkeit der Tierillustration — die ein Gegenstück in der ägyptischen Tierfabelillustration und in einer Tierapokalypse des äthiopischen um 130 v. Chr. anzusetzenden Henochbuches hätte — wird mit gewichtigen Ueberlegungen vertreten, wobei das kynische Ideal der Herdengesellschaft dies Hirtenkönigtum der Endzeit auch in der hellenistischen Welt schon zu allgemeiner weltanschaulicher Geltung gebracht haben mag. Wir können hier nicht im einzelnen dem allen folgen, was Eisler sonst noch zur »Natur der Tiere« in mystisch spekulativer Ausdeutung aus dieser und späteren Zeiten beibringt, noch auch Eislers Darstellung vom Charakter der Musik, die Weitergabe der Auffassung vom Rad der Geburten, die Ueberlieferung der Feuertaufe und der Weihe des Taufwassers durch Eintauchen der brennenden Osterkerze hier kritisch einbegleiten; der Volksforscher empfängt bei alledem wertvolle Anregungen, die über den Gesichtskreis der Antike noch weit hinaus führen. Auch rein kulturgeschichtlich interessant sind Eislers Bemerkungen zur Jagd und Fischerei mit dem betäubenden Rauschtrank und zur Jagd mit der Spiegelfalle. Wir möchten hier nicht gerade dem »Jägerlatein« aber doch der

mystischen Gedankenwelt immerhin größeren Anteil an solcherlei Bild-darstellungen zuerkennen als der realen Uebung. Weinfischerei, Menschen-angeln, die Fischmaske hat Eisler schon einmal in den großen für den Volksforscher entscheidenden ethnologischen Zusammenhang gestellt. (Bayrische Hefte für Volkskunde 1914/15.) Rein stofflich sind diese Abschnitte für die Volkskunde besonders ergiebig. Die Weinlaubensymbolik, die getriebene Frührebe und Traubeneucharistie scheint uns in ihren inhaltlichen Beziehungen überzeugender ausgedeutet, als das Meeresgetier auf dem Mosaikboden von Aquileia, inmitten dessen das Jonasmotiv erscheint. Die »Weinbergosa« möchten wir gestaltlich doch näher mit dem in Oberdeutschland vielfach verbreiteten Bocksopfer und Hammeltanz beim Erntefest in Zusammenhang bringen — worauf kürzlich auch A. Teufelsbauer näher eingegangen ist. (Zeitschrift »Völkerkunde«, 1927, Seite 3 ff.) Wie dort auch angeführt, ist der ganz gleiche Gestaltungsvorgang im Erntebrauch bei Fr. Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche (1848—55), II., 232, für den Ort Gablingen in Schwaben für eine »Habergeiß« belegt. Damit soll die numinose Bedeutung des Traubenbocks im besonderen keineswegs in Abrede gestellt werden. Als sehr begrüßenswert scheint uns die Anreicherung des Stoffes rund um die Leiden des Dionysos, des »Kornes Pein« und »Flachses Qual«. Die Tierverkleidungen dürften mit der Ueberwälzung der Strafe für den Bruch des Pflück-Tabu auf Tiere (Bocksopfer!) kaum richtig erfaßt sein, wir glauben, daß man der kulturgeschichtlichen Stellung alles dessen insbesondere auch der Bocksopfer-Verlarung erst auf den Grund kommt, wenn man die vor- und außer-griechischen Tierkulte und Vermummungen im Mittelmeergebiet ausgiebiger in ihrem geistigen Gehalt berücksichtigt. Bei ausreichender ethnologischer Vergleichung drängt sich außer der Beziehung zur primitiven Jägerei, die von Eisler mit Recht beachtet wird, die zum Lebensinhalt von Kleinviehzüchtern immer mehr auf, der die Ideologie landwirtschaftlicher Erfahrungen landschaftlich wechselnd aufgepfropft wurden. (Vergl. Ill. Völkerkunde, II/2.) Dies gilt auch von der Milch- und Melksymbolik der »esoterischen Symbola«, Abschnitt 4, I. Die elementaren Ausbrüche der Lykanthropie in einem vorwiegend kulturgeschichtlichen Bilde völkerpsychologisch richtig als lebendige Kraft eingeschätzt zu haben, verhilft Eisler zu gutem Ertrag bezüglich der Raserei, die der Gott Dionysos über Abtrünnige verhängt. Tierhülle und Seelenwanderung, die Mystengrade und das Ausziehen der Lasterhülle in Beziehung auf den frühchristlichen Tierbilderschmuck sind mit richtiger völkerpsychologischer Einfühlung wiedergegeben. Wir verzeichnen als volkskundlich bemerkenswert auch die Parellele Lykurgos—Weinfeind Medardus eines der vielen Schlaglichter, die in dem von positiv noch weiter auswertbarem Textwissen nur so strotzenden Buche aufscheinen. Am wenigsten glücklich scheinen uns eine Anzahl der gebotenen etymologischen Deutungen unten denen hier nur die wohl irrige Zusammenbringung von Kobold und griechisch »kobaloi« und »kaballes« angemerkt sei. Man mag manchmal auch sonst einen Gedankengang etwas kühn finden, es wird dem vom Buche angeregten Leser so wenig wie dem Referenten den Eindruck des Fortschrittes stören, den die allgemeine Kulturwissenschaft in der Zusammenführung formal getrennter Disziplinen im Geiste volks- und volkerkundlicher Betrachtung macht.

Sigurd Agrell: Runornas talmystik och dess antika förebild (Skrifta utgivna av Vetenskaps-Societaten i Lund, 6), 216 Seiten Oktav mit 32 Textabbildungen. C. W. K. Gleerup, Lund 1927.

Das Kapitel »Zahlen- und Buchstabenmystik« ist, soviel über diesen Gegenstand auch schon gearbeitet ist, immer noch unausgeschöpft; das zeigt wieder einmal so recht Agrells interessantes Buch. Schon im ersten Abschnitte, der spätantiker Buchstabenmagie gewidmet ist, bringt der Verfasser eine Reihe von neuen Deutungen verschiedenartiger Inschriften, deren Sinn letzten Endes in den Zahlenwerten ihrer Buchstaben und dem damit beabsichtigten magischen Zwecke liegt.

Daß auch die Runen zu ähnlicher Magie Verwendung gefunden haben, ist keine neue Erkenntnis, aber sie wird durch Agrells umfassende Untersuchung außerordentlich vertieft. Mag auch die eine oder andere Runeninschrift von ihm etwas vergewaltigt worden sein, die enge Verwandtschaft spätantiker und altgermanischer Zahlenmystik wird nun noch weniger zu bezweifeln sein als dies früher möglich gewesen. Doch möchte ich nicht glauben, daß der Gedanke der Zahlenmagie an sich nicht auch bei den Germanen schon weitaus älter ist als ihre Buchstabenschrift; freilich war durch die Ausbildung der letzteren nach klassischen Vorbildern ein reiches Betätigungsfeld zur Ausübung von Zahlenzauber gegeben.

Agrell versucht zu zeigen, daß die altgermanische Runenreihe auch ihre Anordnung magischen Zwecken verdankt. Nach ihm gehörte die f-Rune, die wir am Anfang der Reihe zu sehen gewohnt sind, ans Ende, die Reihe begann mit der u-Rune. Weiters will er dartun, daß die Namen der Runen und ihr Zahlenwert in Anlehnung an die magischen Zahlen und Namen im Mithraskult geschaffen worden sind.

Wenn künftige kritische Forschung an Agrells Ergebnissen vielleicht auch das eine oder andere modifizieren wird, so bedeutet das Buch doch einen mächtigen Fortschritt und wird bestimmt noch lange Zeit hinaus richtunggebend sein.

L. Franz.

Ant. Václavík: Podunajská dedina v Československu. (Ein Donaudorf in der Tschechoslowak. Republik). Preßburg 1925. 440 S. mit 106 Abb. im Text, 70 meist farbige Tafeln.

Angeregt von dem Ethnographen der Preßburger Universität, Prof. K. Chotek, hat der Verfasser eine ausführliche Monographie des Dorfes *Horvatský Grob*, 15 km nordöstlich von Preßburg gelegen, geschrieben, die in prachtvoller Ausstattung vorliegt.

Das von deutschen Kolonisten gegründete und schon im 14. Jahrhundert erwähnte Dorf — das alte Gemeindegelb lautet *Sigillum pagi Aizgrub* 1589 — wurde in den Kriegswirren des 16. Jahrhunderts vollkommen zerstört und um 1550 mit Kroaten aus verschiedenen Landschaften neu besiedelt. Trotzdem viele Bewohner zuhause noch kroatisch sprechen (ikavisches Kajkavisch), macht das Dorf und seine Insassen heute schon einen vollkommen slowakischen Eindruck. Wie alle Dörfer der Umgebung, ist *Horvatský Grob* ein Straßendorf; die mit der Giebelseite der Straße zugekehrten Häuser gehören dem fränkischen Typus an (siehe Tafel II) und

bestehen aus Stampflehm oder Ziegeln. Die Terminologie des Hauses weist zahlreiche deutsche, die des Hausrats viele kroatische Elemente auf. Die Tracht ist slowakisch bis auf wenige kroatische Namen, ebenso das Brauchtum; aus der kroatischen Heimat aber stammt die Erzeugung des Neufeuers (*živa vatra*). Sie singen meist schon slowakische Lieder, die wenigen kroatischen Lieder sind arg verstümmelt, von Slowakismen durchsetzt (S. 300 ff.). Auf die südslawische Herkunft der Bewohner weisen viele kroatische Namen (Jurkovič, Galovič, Minarovič u. s. w.), ihre körperlichen Eigenschaften und ihr leicht aufbrausendes Temperament.

Das Kapitel über den Dialekt hat Dr. V. Vážný (S. 109—176), das über die Volkstänze und Melodien Joža Černík (S. 285—364) fachmännisch behandelt.

Von dem reichen volkskünstlerischen Besitz dieses Dorfes zeugen die auf den prachtvollen farbigen Tafeln beigebrachten Proben der Malerei und Stickerei. Alles in allem ist das in Bezug auf Inhalt und Ausstattung vorzügliche Buch aufs wärmste zu empfehlen.

Edmund Schneeweis.

Jlija M. Jelić: *Krvna osveta i umir u Crnoj Gori i Severnoj Albaniji.* (Blutrache und Versöhnung in Montenegro und Nordalbanien). Belgrad 1926. 154 Seiten.

Die vorliegende Dissertation behandelt die Blutrache in den im Titel genannten Landschaften vom juristischen Standpunkt aus. Als Angehöriger des Stammes Vasojevići an der albanischen Grenze war der Verfasser in der günstigen Lage, das bisher gedruckte Material (besonders bei Bogišić, Miklosich, Wesnitch) durch eigene Erhebungen zu kontrollieren und zu vermehren.

Im ersten Teil der Arbeit werden die charakteristischen Züge der Blutrache bei den Montenegrinern und Nordalbanern besprochen und die Ursachen (ethnische, physische und soziale) dargelegt. Der zweite Teil ist der Beilegung der Blutrache gewidmet, wobei wir hochinteressante Einzelheiten über das Wergeld (*Krvnina*), über die Volksgerichte, über Versöhnungsfeierlichkeiten einzelner Familien und ganzer Stämme sowie über die Respektierung der Volksbeschlüsse von seiten der Staatsgewalt (Amnestierung des Mörders nach vollzogener Versöhnung) hören. Im Anhang bringt Jelić ausgewählte Protokolle aus dem 15. bis 19. Jahrhundert über Schlichtung der Blutrache in Montenegro und Süddalmatien sowie Sprichwörter, die sich auf die Blutrache beziehen, zum Abdruck.

Wie wichtig die Kenntnis der Volkssitten für das Verständnis poetischer Werke ist, ersehen wir aus den Bemerkungen Jelićs (Seite 140—42), durch die er einige von Rešetar mißverständene Stellen des *Gorski Vijenac* richtigstellt.

Edmund Schneeweis, Belgrad.